

# Leseprobe

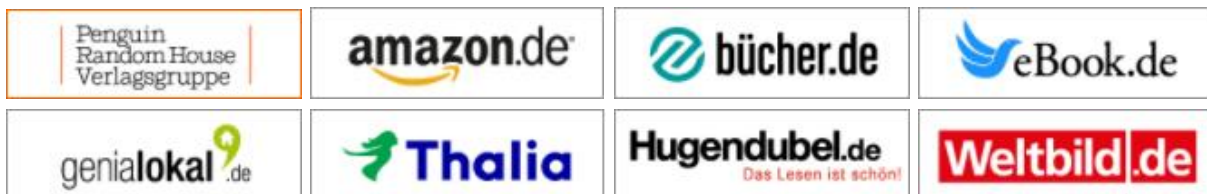
Wolfgang Hohlbein, Rebecca Hohlbein

## Die Templerin – Das Wasser des Lebens Templerin 4

---

"Die Hohlbeins sind Bestseller." *Die Zeit*

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,95 €



---

Seiten: 544

Erscheinungstermin: 06. April 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

## DAS BUCH

Robin hat sich als Mann verkleidet unter die Templer gemischt und auf die Seite des jungen Königs Balduin geschlagen. Um sich gegen die Intrigen ihrer gemeinsamen Feinde durchzusetzen, hat sie alle Hände voll zu tun. Robin übernimmt den Befehl über die Leibwache des geachteten, wegen seiner schweren Lepraerkrankung aber auch geschwächten Königs Balduin. Ihr ist sehr wohl bewusst, dass Balduin nicht mehr lange leben wird, wenn es ihr nicht gelingt, das in antiken Schriften erwähnte sagenhafte „Wasser des Lebens“ rechtzeitig aufzuspüren. Die Feinde Balduins setzen alles daran, um zu verhindern, dass Robin die Spur des lebensrettenden Heilwassers aufnehmen kann. Ihr zur Seite stehen lediglich der alte Templer Abbé, der von Anfang an schützend seine Hand über die junge Frau gehalten hat, und Salim der Sarazenenherrscher, der Robin in treuer Liebe ergeben ist. Ob die beiden die temperamentvolle Robin wirklich aus der Gefahr retten können, in die sie bei ihrer gefährlichen Mission gerät, steht in den Sternen ...

»Die Hohlbeins sind Bestseller.« *Die Zeit*

## DIE AUTOREN

Wolfgang Hohlbein wurde 1953 in Weimar geboren. Seit er 1982 gemeinsam mit seiner Frau Heike den Roman *Märchenmond* veröffentlichte, schreibt er einen Bestseller nach dem anderen. Mit seinen in insgesamt 37 Sprachen übersetzten Romanen aus den verschiedensten Genres – Thriller, Horror, Science-Fiction und historischer Roman – hat er eine große Fangemeinde erobert und ist einer der erfolgreichsten deutschen Autoren überhaupt. Er lebt in der Nähe von Düsseldorf. Bei Heyne erscheint demnächst der Roman zum großen Mystery-Kinofilm *Wir sind die Nacht*.

Rebecca Hohlbein, geboren 1977, veröffentlichte ihre ersten Romane unter Pseudonym. Nach den ersten Erfolgen setzt sie ihre Karriere als Autorin fantastischer und historischer Stoffe nun unter eigenem Namen fort. In Zusammenarbeit mit ihrem Vater Wolfgang Hohlbein entstanden bereits mehrere Bestseller, u.a. *Blut der Templer* und *Fluch der Karibik*. Bei Heyne erscheint demnächst ihr großer Mystery-Roman *Himmelwärts*.

Wolfgang & Rebecca Hohlbein

Die Templerin  
Das Wasser des Lebens

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN



**Mix**  
Produktgruppe aus vorwiegend  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften  
Zert.-Nr. SGS-COC-001940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 05/2010  
Copyright © 2008 by Wolfgang & Rebecca Hohlbein  
Copyright © 2008 by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2010  
Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:  
© Nele Schütz Design, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-53332-5

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## 1. KAPITEL



Robins Welt war abermals kleiner geworden, aber zumindest war sie behaglich und warm, und wenigstens in diesem Augenblick trachtete ihr niemand nach dem Leben. Keiner spann eine Intrige gegen sie, und niemand versuchte, sie als Figur in einem Ränkespiel zu missbrauchen, von dessen Regeln sie so wenig verstand, wie sie die Spieler kannte. Sie war allein und in Sicherheit. Vor der Tür ihres Gemachs im zweiten Stockwerk des Assassinen-Hauses am östlichen Stadtrand von Jerusalem stand der zuverlässigste Mann Wache, den Salim in seiner persönlichen Leibgarde gefunden hatte. Auch jene Krieger, die das Haus von außen beobachteten und misstrauisch darauf achteten, dass ihm niemand auch nur nahe kam, der ihnen suspekt erschien, entstammten Salims persönlicher Leibgarde. Ja, sie war wirklich in vollkommener Sicherheit.

Anders gesagt: Das Leben war furchtbar *langweilig* geworden.

Dennoch genoss sie den ungewohnten Luxus, der sie umgab. Wohlig rekelte sie sich in dem fünf Fuß durchmessenden Badezuber, dessen heißes Wasser ihren Körper mit tausend unsichtbaren Händen umschmeichelte. Während sie beobachtete, wie der Wasserdampf sich in Form unzähliger Tröpfchen an Wänden und Decke, den orientalischen Lämpchen

und farbenfrohen Möbeln der Kammer niederschlug, fiel ihr Blick auf den schmalen Dolch, der auf dem Rand des Badezubers lag. Salim bestand darauf, dass sie diese Waffe stets mit sich führte. Robin lächelte. Die Tür der kleinen Kammer ließ sich zwar nicht verschließen, aber wer lebend an Salims Männern vorbeikam, dem würde es auch gelingen, ihr den Dolch zu entwenden und in die Kehle zu stoßen.

Sie drehte sich, angelte nach der cremig-fettigen Seife und verzog das Gesicht, als der Schmerz zurückkehrte. Die Wochen, in denen sie ohne Nahrung und fast ohne Wasser durch die Wüste geritten war, mitten hinein in eine apokalyptische Schlacht und verstrickt in eine Intrige, bei der es um nichts anderes als die Macht über den gesamten Orient ging, hatten ihre Spuren hinterlassen. Ihre Schulter war noch immer nicht ganz verheilt, und obschon ihr Körper langsam wieder mehr dem einer Frau als dem eines ausgezehrtten Gerippes glich, war das Gefühl, sich hier in diesem kleinen Paradies in absoluter Sicherheit zu wissen, ungewohnt und fremd.

Während die Wärme die Verspannung ihrer Muskeln löste und sie die Gedanken treiben ließ, atmete sie den schweren Duft der wohlriechenden Öle und Essenzen ein und zog dann, als das Wasser kälter zu werden begann, die Knie leicht an den Leib und drehte sich so weit auf die Seite, dass das Wasser ihren Körper bis zum Kinn hinauf bedeckte. Wehmütig dachte sie an das prächtige Bad auf der Assassinen-Festung Masyaf, in dem sie mit Salim so viele Stunden verbracht hatte. Doch heute kam ihr auch dieser unbequeme, an unzähligen Stellen leckende Holzzuber wie der pure Luxus vor. Immerhin waren etliche Wochen vergangen, seit sie zum letzten Mal in den Genuss eines Bades gekommen war, denn Saila hatte darauf bestanden, dass sie so lange darauf verzichtete, bis die Wunden, die sie davongetragen hatte, vollständig verheilt waren. Wie schnell man doch Bescheidenheit lernte.

Kurz spielte sie mit dem Gedanken, Saila zu rufen und die

Dienerin zu bitten, ihr frisches Wasser bringen zu lassen. Dann aber dachte sie daran, welche Mühe und Schweiß es die Dienerschaft kosten würde, noch mehr heißes Wasser zu bereiten und hier heraufzuschleppen. Es reichte ja, sich Sailas Tiraden darüber auszumalen, dass sie das ganze Wasser bald wieder mühsam Eimer für Eimer die beiden Treppen nach unten würde tragen müssen.

Während Robin sich das Haar einschäumte, wanderten ihre Gedanken zurück in das ewig kalte, windige Friesland. In ihrer Heimat war ihr mehr als einmal unversehens kaltes Wasser oder anderes auf den Kopf geleert worden, doch hier, in dieser schmutzigen, lauten und viel zu heißen Stadt, trug man den Inhalt des Zubers Eimer für Eimer die Treppen hinunter, um ihn dann im Hof auszuschütten. Wasser war für die Menschen in diesem Teil der Welt etwas überaus Kostbares, mit dem man einfach nicht so respektlos umging; nicht einmal in einer Stadt wie Jerusalem, in der es in so verschwenderischer Fülle vorhanden war. Und mit einem Mal plagte Robin das schlechte Gewissen bei der Vorstellung, durch einen zweiten Badegang so viel Wasser zu verschwenden. Gut zwei Jahre befand sie sich nun schon im Orient, und die heiße Sonne hatte nicht nur ihre Haut dunkler werden lassen und ihr Haar gebleicht, sondern ihr auch die Augen geöffnet für die Reichtümer, aber auch den Mangel dieser Länder. Mit einem Mal erschien ihr der Luxus des Bades, den sie genießen durfte, umso süßer.

Genüsslich tauchte sie unter, um sich die Lauge aus dem Haar zu spülen, doch keinen Herzschlag später bereute sie es. Ihre Sinne streiften das wohlige Nichtstun der letzten Stunden ab, sie öffnete die Augen, spähte durch das laugige Weiß nach oben und fand ihre Furcht bestätigt: eine schattenhafte Bewegung in der Kammer, direkt neben ihr.

In einer schnellen, gleitenden Bewegung fuhr sie hoch, griff nach dem Dolch – und ins Leere. Die Waffe war fort!

»Muss ich jetzt enttäuscht sein?« Die Männerstimme in ihrem Rücken klang belustigt. »Ich schreibe es deiner Erschöpfung und deinem momentanen Zustand zu. Denn wenn ich annehmen müsste, dass das alles wäre, was du in all der Zeit von mir gelernt hast, dann hätte ich jämmerlich versagt.«

Abbé! Wie konnte er es wagen ...! Robin fuhr herum, dass das Wasser nur so spritzte, doch ihr ehemaliger Mentor ließ sich nicht beirren: »Mir ist es noch nie passiert, dass sich jemand unbemerkt an mich herangeschlichen hat, während ich im Bad saß.« Genüsslich drehte er ihren Dolch in seinen Händen. »Geschweige denn mir meine Waffe abgenommen.«

»Das mag vielleicht daran liegen, dass Ihr nur alle drei Jahre badet«, antwortete Robin finster. »Und das wahrscheinlich komplett in Stiefeln und Rüstung. Und *mit* Eurem Schwert.«

Falls Abbé den Seitenhieb verstanden hatte, ignorierte er ihn. »Hat man dir nie gesagt, wie ungesund zu häufiges Baden ist?«

Robin grunzte. Auch Saila wurde nicht müde, sie darauf hinzuweisen, und Robin wusste, dass die Dienerin ebenso von der Richtigkeit dieser Warnung überzeugt war wie Abbé selbst. Robin teilte die Meinung der beiden dennoch nicht. Finster gab sie zurück: »Und Euch hat nie jemand gesagt, dass es sich nicht gehört, ins Badezimmer einer Dame zu plätzen, ohne um Erlaubnis zu fragen, scheint mir.«

Abbé grinste. »Wäre es dir lieber gewesen, ich hätte Rother geschickt?« Sein Blick tastete nun ungeniert über ihre Gestalt. Robin bedeckte hastig ihre Brüste mit den Armen und ließ sich ein wenig tiefer in den Zuber zurücksinken. Abbé kommentierte diese Geste nicht, aber seine Blicke sprachen Bände.

»Was wollt Ihr?«, fragte Robin unwirsch.

Abbé seufzte. »Ist das eine Art, einen alten Freund zu begrüßen?«

»Eins von beidem seid Ihr sicher.«



Abbé legte fragend den Kopf auf die Seite. »Alt oder ein Freund?«

»Diese Frage wird Salim vielleicht für Euch beantworten, wenn er Euch hier überrascht«, knurrte Robin.

»Salim?« Abbé machte eine wegwerfende Geste mit dem Dolch. »Dein heißblütiger junger Ehemann hat mich selbst hierhergeschickt – sonst wäre ich wohl auch schwerlich an diesem groben Kerl vor deiner Tür vorbeigekommen. Mir scheint, Prinz Salim vertraut mir grenzenlos.« Er seufzte. »Oder er sieht in mir keine Gefahr mehr, je nachdem.« Er sah an sich hinab und seufzte noch einmal, und noch tiefer. »Na ja.«

Gegen ihren Willen musste Robin lächeln. »Also gut«, setzte sie erneut an, »was wollt Ihr, Bruder Abbé?«

»Ein gemeinsamer Freund hat mich geschickt, um dich abzuholen.« Er spielte weiter mit dem Dolch, aber plötzlich hatte sie den Eindruck, als wüsste er nicht mehr, wohin mit seinen Händen. War er verlegen?

»Ein gemeinsamer Freund?«, wiederholte Robin und war sich jetzt sicher, dass die Nervosität des alten Ordensritters zunahm.

»Mhm«, nickte er, »sein Name ist Balduin, glaube ich.«

»Der König?!« Was sollte der König von ihr wollen? Und das ausgerechnet heute? Robin fuhr so überrascht auf, dass Abbé sich ihr instinktiv wieder zuwandte und sich dabei an der rasiermesserscharfen Klinge schnitt. Mit einem Knurren legte er das Messer auf den Rand des Bottichs zurück, steckte den blutenden Daumen in den Mund und funkelte sie an: »Kemm-schuhierschonschnojemandiescheschnmensch?«, nuschelte er.

»Wie bitte?«, fragte Robin.

Abbé nahm den Daumen aus dem Mund – der Schnitt war nicht einmal besonders lang, aber er blutete heftig – und wiederholte: »Kennst du hier sonst noch jemanden dieses Namens?«

Robin schüttelte unwirsch den Kopf. Genau genommen kannte sie hier so gut wie niemanden außerhalb dieses Hauses; zumindest niemanden, auf dessen Bekanntschaft sie irgendeinen Wert legte. Auch Balduin war sie bisher nur zweimal begegnet – beide Male unter Umständen, an die sie sich lieber nicht erinnern wollte.

»Wann?«, fragte sie. »Warum?«

Abbé betrachtete mürrisch seinen blutenden Daumen. »In einer Stunde, und ich weiß es nicht.« Kurz schien er versucht, das Blut an seinem blütenweißen Templergewand abzuwischen, überlegte es sich dann aber anders und trat dichter an den Badezuber heran, wo er den Daumen knapp über ihrer Schulter im heißen Wasser hin- und herschwenkte: »Wen der König der Christenheit auffordert, zu ihm zu kommen, der fragt nicht nach dem Grund.«

Robin rang noch immer um ihre Fassung: »Er hat ... gar nichts gesagt?«, vergewisserte sie sich.

Abbé nahm kurz den Finger aus dem Wasser, stellte fest, dass er noch immer blutete, und tauchte ihn übellaunig wieder ein: »Ich habe nicht selbst mit ihm gesprochen. Ich bin nur ein unbedeutender kleiner Tempelritter, der kaum auf eine Audienz beim König hoffen darf.«

»In einer Stunde schon«, murmelte Robin.

Abbé nickte: »Es ist nur ein kurzer Marsch zum Königspalast hinauf. Du hast also noch genug Zeit, dich um deine Schönheit zu kümmern.« Abermals zog er prüfend die Hand aus dem Wasser. »Nicht, dass es viel Sinn ergeben würde, wenn du dir allzu viel Mühe damit gibst«, murmelte er dann.

»Danke schön«, sagte Robin spitz.

Einen Moment lang starrte Abbé sie vollkommen verwirrt an. Dann schüttelte er hastig den Kopf. »O nein, das meinte ich nicht. Es ist nur so, dass niemand dein Gesicht sehen wird. König Balduin wünscht, dass du das Ehrengewand anlegst, das

er dir vor zwei Wochen übergeben hat. Samt Helm und Handschuhen. Er möchte wohl nicht, dass jemand sieht, dass ihn eine Frau besucht.« Abbé trat einen Schritt zurück, wischte sich nun doch den Daumen am Gewand ab und sah sie auffordernd an. »Also los – worauf wartest du?«

»Dass Ihr hinausgeht?«, schlug Robin vor.

Abbé sah sie fragend an, dann aber verstand er: »Sicher«, sagte er hastig. »Ich ... muss sowieso nach einem Arzt suchen. Ich bin schwer verwundet, wie du ja siehst.« Und damit fuhr er auf dem Absatz herum und war ebenso schnell wieder verschwunden, wie er gekommen war, wenn auch nicht annähernd so lautlos.

Robin sah ihm mit leisem Ärger, aber auch einem Gefühl tiefer Zuneigung nach. Auch wenn sie Bruder Abbé kaum zwei Jahre kannte, schien ihr ihr früheres Leben ohne ihn manchmal Jahrhunderte entfernt zu sein. Doch trotz der vielen gemeisterten Gefahren, die sie und Abbé verbanden, war es ihr noch immer nicht möglich, ihn richtig einzuschätzen. Er spielte gern den Dummkopf und manchmal so überzeugend, dass sich selbst Robin fragte, was davon Scharade war und was nicht. Sie aber hatte ihn auch als einen Mann von großer Klugheit und mindestens ebenso großer Härte erlebt und wusste, dass ihn eine Menge Geheimnisse umgaben. Robin war nicht sicher, ob sie alle davon kennen wollte. Oder auch nur einige. Denn manche Geheimnisse, das wusste sie aus eigener, bitterer Erfahrung, hatten die unangenehme Eigenheit, zu einer tödlichen Krankheit zu werden, sobald man damit in Berührung kam – zu einer Krankheit, die unter Umständen binnen kürzester Zeit ganze Dörfer auslöschen konnte ...

Robin schauderte und dachte zurück an jenen Sommer, an dem ihr Abbé zum ersten Mal begegnet war, erinnerte sich an Helle, den Knappen Jan, ihre geliebte Mutter und all die anderen Menschen, die Teil ihres ersten, so wunderbar *einfachen*

Lebens gewesen waren. Doch dann hatte sie auch noch den wenigen Überlebenden ihres kleinen ostfriesischen Heimatdorfes für immer den Rücken kehren müssen.

In den Monaten, die seit diesem Tag vergangen waren, war aus jenem Kind mit dem Weltbild eines neugeborenen Lämmleins auf einer Weide eine junge Frau geworden, die mit ihren siebzehn Lenzen weit mehr von der Welt gesehen hatte, als ein Großteil ihres Volkes bis zu seinem Tode zu Gesicht bekam. Und doch waren die Bilder von jenem schrecklichen Tag, an dem Gernot von Elmstatt und seine blutrünstigen Kumpanen über ihr Dorf hergefallen waren, noch immer so präsent, dass sie noch heute die Schreie der Sterbenden zu hören glaubte, in die sich auch ihr eigener um ein Haar eingereiht hätte.

Unwillkürlich tastete sie nach der kaum noch sichtbaren Narbe an ihrem Hals, zog die Hand wieder zurück, als hätte sie sich verbrannt, und schüttelte sich, um die Bilder, die da so plötzlich vor ihrem inneren Auge aufgeflammt waren, wieder zu vertreiben. Dann stand sie auf, um Abbés Bitte und der Einladung des Königs nachzukommen. Mochte er noch so gern den Tölpel spielen, Robin wusste, dass er Gehorsam von ihr erwartete. Er war ein hoch angesehener Ritter des Tempelerordens, dem sie mit Respekt zu begegnen hatte und der ihr, wenn sie ihn verärgerte, eine Menge Unannehmlichkeiten bereiten konnte, deren Ausmaß Robin sich lieber erst gar nicht auszumalen versuchte.

Als sie nun nach dem Damasttuch tastete, das Saila auf einem Schemel neben dem Zuber abgelegt hatte, wurde ihr für einen kurzen Moment schwarz vor Augen, und sie musste sich am Rand des Badezubers festhalten, um nicht auf das vierfarbige Mosaik zu fallen, das den Bodenbereich zwischen Tür und Bad schmückte. Ihr wurde übel, und sie schalt sich selbst, als sie an ihr Morgenmahl zurückdachte, das in seiner

Maßlosigkeit einem Ritter sicherlich nicht geziemt hatte. Im Licht der aufgehenden Sonne waren ihr die unbekanntenen Früchte auf dem Frühstückstisch mit einem Mal so unwiderstehlich erschienen, dass sie Berge davon mit einem guten halben Liter handwarmer Kamelmilch heruntergespült hatte. Sie hätte nie gedacht, dass sie sich irgendwann einmal an Kamelmilch gewöhnen könnte. Aber sie hätte auch vor ein paar Jahren niemals geglaubt, dass es möglich war, ein Doppelleben als Ehefrau eines abendländischen Prinzen und als Ordensbruder des Templerordens und Erster Ritter des Königs führen zu können.

Während sie nach dem Badetuch griff und weiter stumm gegen den Brechreiz ankämpfte, betrachtete sie ihren Körper im Spiegel gegenüber. Sie hatte sich von den Entbehrungen der fürchterlichen Schlacht bei Mardsch Ayun erstaunlich schnell erholt – und zwar so gut, dass sie bereits wieder rundlich um die Hüften wurde und sich ein kleines, aber nicht zu verleugnendes Röllchen aus Speck um ihre Taille gelegt hatte. Wenn sie sich weiterhin so von Salim und Saila verwöhnen ließ, würde ihr Bauchumfang dem Bruder Abbés bald in nichts mehr nachstehen. Vielleicht wurde es wirklich allerhöchste Zeit, dass der Templer sie in das nächste unfreiwillige Abenteuer trieb, ehe sie noch aufging wie ein Klumpen Hefeteig.

Sie seufzte, setzte den ersten Fuß auf den Schemel und wunderte sich kein bisschen, dass die Tür in diesem Moment erneut aufschwang und Saila, dicht gefolgt von ihrer Tochter Nemeth, im Eilschritt durch den Baderaum auf sie zustürmte. Die Dienerin riss ihr das fein gewebte Tuch förmlich aus den Händen und begann, kaum dass Robin auch den zweiten Fuß aus dem lauwarmen Nass gehoben hatte, ihren Schützling mit einer Leidenschaft trocken zu rubbeln, die zweifelsohne jeden noch so hartnäckigen Fleck aus einem Laken entfernt hätte. Dennoch war Robin dankbar, dass Saila und Nemeth bei ihr

waren und ihr leises Würgen nicht etwa Kaya, den monumentalen Leibwächter vor ihrer Tür, auf den Plan gerufen hatte. Robin mochte ihn nicht, und sein Gesicht wirkte auf sie, als wäre es in einer besonders peinlichen Situation plötzlich in einem Schneesturm vereist und nie wieder aufgetaut. Aber auch wenn er der charmanteste Mensch unter der Sonne gewesen wäre, hätte sie nicht gewünscht, dass er sie unbekleidet sah. Sie mochte sich in letzter Zeit nicht einmal jenen wenigen Menschen nackt zeigen, denen sie noch vertraute und die sie nicht für einen Mann hielten.

Saila versuchte unbeirrt weiter, ihr die aufgeweichte Haut von den Knochen zu reiben: »Euer ehrwürdiger Freund erwartet Euch vor dem Ausgang«, schnarrte sie, und der Unmut in ihrer Stimme war kaum zu überhören. Robin nickte und verstand. Saila war eine Muselmanin – eine Heidin, die einen christlichen Ritter vor ihrer Tür ebenso wenig begrüßte, wie ein Templer einen bewaffneten Muselmanen vor seinen Toren gutgeheißen hätte. Dass Bruder Abbé in Frieden kam und auf eine Frau seines Volkes wartete, die sich zeitweise als Mann und gar christlicher Ritter ausgab und sich just in diesem Moment von Dienerinnen aus dem Heidenvolk in ihre Kleider helfen ließ, machte es Saila nicht eben einfacher.

»Er ist sehr ungeduldig, Ihr solltet Euch eilen«, fügte sie hinzu, wobei sie es geschickt vermied, Robin direkt anzusehen. »Das da hat er für Euch zurückgelassen.« Sie deutete mit einer knappen Kopfbewegung auf ein Bündel Kleider, das ihre Tochter Nemeth in Händen hielt. Das Mädchen musterte Robins vom energischen Rubbeln gerötete Haut mit einem unübersehbar schadenfrohen Funkeln in ihren schwarzen Augen, und Robin zog mit gespielter Strenge die Brauen zusammen. Insgeheim aber dankte sie Salim dafür, dass er ihr hier im fremden Israel nicht irgendwelche Hausangestellten zugeteilt hatte. Ihr Alltag in der weitläufigen, über zwei Etagen reichenden Wohnung war zwar praktisch sorglos, aber auch schrecklich

eintönig. Saila und ihre Tochter stammten aus dem Dorf, das Robin zuletzt ihr Zuhause gewesen war, und Saila begegnete ihr mit der liebevollen Fürsorge einer Mutter. Nemeth aber brachte Robin mit ihrer frechen, teils fast unverschämten Sorglosigkeit immer wieder zum Lächeln. Robin mochte das mittlerweile etwa zwölfjährige Mädchen mit dem nachtschwarzen Haar und den riesigen, dunklen Augen ausgesprochen gern – vielleicht weil es sie ein wenig an sich selbst erinnerte – oder besser: an das, was sie unter anderen Umständen vielleicht geblieben wäre; ein aufgewecktes, abenteuerlustiges Mädchen mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitsinn und einem unerschütterlichen Glauben an den Sieg des Gescheiterten über das Dumme, des Schönen über das Hässliche und vor allem des Guten über das Böse. Selbst angesichts der fremden, aus christlicher Sicht oft brutal anmutenden Kultur, der sie angehörte, hatte Nemeth sich ein wunderbar *faïres* Bild von der Welt und den Menschen bewahrt. Manchmal beneidete Robin sie ein klein wenig um diesen kindlichen Blick auf die Welt und fühlte sich dem Mädchen in fast schon schwesterlicher Zuneigung verbunden.

Genau deshalb wusste Nemeth in diesem Moment auch nur zu gut, dass die Strenge in Robins Blick bloß aufgesetzt war. Ein breites, vollkommen unverhohlenes Grinsen gesellte sich zu dem belustigten Funkeln in ihren Augen, doch als Robin sie gerade wegen ihrer ganz und gar unschicklichen, überhaupt nicht damenhaften Schadenfreude tadeln wollte, fiel ihr Blick auf das weinrote Gewand in Nemeths Händen: einen Waffenrock aus grobmaschigem Baumwollstoff, verziert mit fünf goldenen Kreuzen aus einem Garn, das so dick war, dass man es in diesem Teil der Welt wahrscheinlich eher zum Häkeln, wenn nicht gleich zum Teppichklöppeln verwendet hätte: das Wappen König Balduins.

Robin seufzte. Der Anblick des Waffenrocks erinnerte sie an jene komplizierten politischen Ränkespiele, in denen die

Ritter des Templerordens ab einem bestimmten Rang nachgerade aufzugehen schienen. Entschlossen nahm sie Saila das Damasttuch aus der Hand und bedeckte damit ihre Blöße, während sie auf Nemeth zuschritt und die Fingerspitzen zögernd über den rauen Stoff gleiten ließ. »Ist das ...«

»Der Rest Eurer Maskerade liegt auf der großen Truhe vor Eurem Schlafgemach«, knurrte Saila. »Natürlich werde ich Euch nicht daran hindern können, der Bitte Eures gottesfürchtigen Freundes nachzukommen.« *Aber wenn du erwartest, dass ich dir deine lästerliche Rüstung hinterhertrage und dir aus freien Stücken beim Ankleiden helfe, kannst du warten, bis der Prophet und Jesus Christus sich zum Sabbat einen Schweinebraten teilen*, fügte ihr Blick stumm hinzu, und der *gottesfürchtige Freund* klang aus Sailas Mund wie eine Beleidigung.

Robin ging nicht weiter darauf ein. Alles, was sie hätte sagen können, hätte Saila nur zusätzlich verärgert. Alles – außer vielleicht: *Du hast ganz recht. Ich werde mich ihm verweigern.*

Aber das ging natürlich nicht. Zwar hatte der König sie paradoxerweise vor weniger als drei Monaten wie ein kleines Mädchen heimgeschickt, nachdem er ihr den Titel *Schwert des Königs* verliehen hatte, und so war ihre ehrenhafte Position bislang rein formeller Natur gewesen. Doch das änderte nichts daran, dass sie unter Eid stand und ihren Pflichten als Erster Ritter unverzüglich nachkommen musste, sobald Balduin nach ihr verlangte.

Doch wenn Robin ehrlich zu sich war, flüsterte eine leise Stimme in ihrem Inneren, dass sie sich auch gar nicht verweigern wollte. Sie hatte den weinroten Waffenrock bloß ein einziges Mal getragen, und leicht fiel es ihr nicht, ihn gegen das weiße Templergewand einzutauschen. Es hatte sie in unzähligen Kämpfen begleitet, viel Blut gesehen, aber ihr Leben bewahrt. Doch die vielen Wochen zwischen Speisezimmer und Schlafgemach hatten Robin unruhig werden lassen. Hinzu kam die Neugierde. Was mochte der Grund sein, aus dem



Balduin sie rief? Und so zögerte sie nicht länger und griff nach den Gewändern. Es fiel ihr auch dieses Mal schwer, das Wappen des Königs nicht ungerechterweise mit eitrigen Pusteln und fauliger Haut in Verbindung zu bringen. Balduin war ein herzensguter Mensch und ein guter König, und die Entstellungen, unter denen er angeblich litt, hatte sie nie mit eigenen Augen gesehen, denn er pflegte sich zu ver mummen wie ein Muselman. Es war nicht nur ihre Pflicht, seiner persönlichen Einladung zu folgen, sondern auch eine gewaltige Ehre, die den wenigsten seiner Ritter in ihrem ganzen Leben zuteil wurde.

Schweigend ertrug sie die demonstrativ ruppigen Bewegungen, mit denen Saila ihr nun doch beim Einkleiden half, und warf schließlich Kaya, während sie an ihm vorüberschritt, einen fast schon traditionell mordlüsternen Blick zum Abschied zu. Der Leibwächter begegnete ihr mit der gewohnten starren Grimasse und folgte ihr dann wie ein fleischgewordener Schatten. Robin ignorierte ihn würdevoll. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, wohin ihr Weg, den sie heute an Abbés Seite beschreiten würde, sie letztendlich führte, aber dafür das sichere Gefühl, dass er keineswegs im Palast am Davids-turm enden würde. Sie würde Saila, Nemeth, ihr wohliges Heim und vor allem ihren Ehemann gewiss längst vermissen, bevor der Himmel den Tag verabschiedete. Aber wenigstens, dachte Robin mit dem Hauch eines Lächelns bei sich, schaute ihr Kaya dann nicht mehr dabei zu.

*»Und sein Kreuz tragend, ging er hinaus nach der Stätte ... wo sie ihn kreuzigten, und zwei andere mit ihm, auf dieser und auf jener Seite, Jesum aber in der Mitte«,* zitierte Bruder Abbé aus dem Johannesevangelium. Sie ritten vorsichtig und langsam durch die schmalen Gassen der Stadt, die zu dieser Tageszeit einem prall gefüllten Fischernetz glichen, und abermals zügelte Abbé unvermittelt sein Pferd. Er bekreuzigte sich und ließ seinen

Blick auf einem sandfarbenen Torbogen ruhen, in den ein winziges, rechteckiges Fenster eingelassen war. Nur mühsam riss er sich schließlich los und trieb sein Reittier erneut an. Was es war, das ihn an diesem speziellen Ort faszinierte, wusste Robin nicht und fragte auch nicht danach – wohl wissend, dass sie einer Antwort dennoch nur mit Glück würde entgehen können. Seit sie das Haus am östlichen Stadtrand verlassen hatten, hatte sie sich an seiner Seite eher wie auf einer Pilgerreise durch die Heilige Stadt gefühlt als auf dem Weg zum Palast des Königs. Wann immer Abbés Rappe auch nur versehentlich aus dem Schritt geriet, erwartete sie eine weitere detaillierte Ausführung aller Heiligen inklusive der durch sie oder in ihrem Namen vollbrachten Heldentaten – und zwar samt den dazugehörigen Bibelversen. Immerhin übersetzte er Letztere ihr zuliebe mittlerweile ins Deutsche. »*Ecce homo*«, fuhr er auch dieses Mal unaufgefordert fort und deutete mit einem Nicken auf den steinernen Bogen, den sie soeben passiert hatten, »*Seht den Menschen*. Das hat Pontius Pilatus gesagt, als er dem Mob den Heiland mit dem Kreuz auf den Schultern präsentierte. Genau unter diesem Bogen.«

Ob der Stolz in seiner Stimme seinem umfassenden Wissen geschuldet war? Oder dem Umstand, dass er sich dort befand, wo Jesus Christus vor vielen Jahrhunderten gelebt und gepredigt hatte und – auch für ihn, was zu erwähnen Abbé nie müde wurde – gestorben war?

Aber Jerusalem war mehr als nur die Stadt des Leidens, Sterbens und der Auferstehung des Heilands. Hier würde sich, wenn dereinst die Posaunen des Jüngsten Gerichts erschallten, das irdische mit dem himmlischen Jerusalem vermischen. Und spätestens seit Papst Urban II. dazu aufgerufen hatte, das Heilige Land mit dem Schwert aus der Knechtschaft der Heiden zu befreien, war es den Christen nicht mehr genug, auf den Spuren des Heilands zu wandeln. Sie wollten sie *besitzen* – auch wenn dies kaum jemand so unver-

blümt aussprach. Robin missfiel der Gedanke. Schließlich war sie der lebende Beweis dafür, dass man das Heilige Land nicht erobern musste, um darin zu leben – und das auch noch sehr gut und außerordentlich *glücklich*. Sie hatte jedenfalls nicht den Eindruck, dass Jerusalem von irgendetwas befreit werden musste. Die Heiden zollten den christlichen Heiligtümern schließlich ausreichenden Respekt – wenngleich aus gelegentlich fragwürdigen Gründen.

Aber was verstand Robin schon von Gott und seinen Wegen? Sie verstand ja noch nicht einmal, warum der König sie sehen wollte.

Seufzend dachte sie an ihren Aufbruch aus Salims Haus zurück: Salim war wütend darüber, dass Robin Bruder Abbé in dieser Sekunde begleitete, das wusste sie genau. Er hatte sich nicht von ihr verabschiedet, schien selbst nicht einmal mehr im Haus gewesen zu sein, und das war ein wirklich schlechtes Zeichen. Fast wäre es Robin lieber gewesen, er hätte gezürnt oder ihr seinen Schutz aufgedrängt wie einem kleinen Kind, als welches er sie so gern behandelte und sie damit immer wieder in Rage versetzte. Es würde Zeit und eine Menge diplomatisches Geschick erfordern, den Schaden wieder zu beheben, den der Templer unbeabsichtigt angerichtet hatte, als er sie aufgefordert hatte, mit ihm zu gehen. Nur warum Abbé sie nun in der prallen Hitze und zur geschäftigsten Tageszeit überhaupt durch die staubige, überfüllte Stadt Richtung Königspalast trieb, das wusste Robin noch immer nicht.

»Ich frage noch einmal, Bruder Abbé: Warum habt Ihr mich aus meinem so wunderbar geregelten Leben entführt? Warum wünscht mich der König zu sehen?«

»Wunderbar geregeltes Leben«, wiederholte Bruder Abbé, zuckte die Achseln, und in seiner Stimme schwangen Spott, Zweifel und eine Spur von Bedauern mit. Dann seufzte er tief: »Du bist in Gefahr, Robin. In großer Gefahr sogar, wie wir fürchten.«

»Ihr?«, hakte Robin nach.

»In erster Linie ich.« Bruder Abbé zuckte abermals die Achseln. »Aber natürlich auch der König. Und auch der junge Rother hat sich verdächtig bekümmert gezeigt. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich glatt vermuten, dass er ein Auge auf dich geworfen hätte.«

»Abbé!«, schnappte Robin, aber es klang nicht sehr empört, denn sie selbst wusste es besser. Ja, Rother wusste, dass sich eine Frau unter der Rüstung Ritter Robins verbarg. Aber Rother fühlte sich den Idealen des Templerordens zu eng verbunden, um sich ein Interesse an einem Weib zuzugestehen, und das Wissen um ihre Maskerade hatte ihn tief erschüttert. Er *konnte* sie nicht als Frau mögen. Zumindest hielt er sich dies selbst erfolgreich vor, und Robin hoffte, es bliebe dabei.

»Schon gut ...« Abbé machte eine beschwichtigende Geste mit dem kleinen Finger der rechten Hand, und Robin wechselte das Thema: »Also gut. Wem bin ich heute ein Dorn im Auge? Wer sähe mich in diesen Tagen lieber tot? Wenn es unser ehrenwerter Bruder Andrew ist, der sich am vergangenen Sonntag hinter dem Badehaus entleerte, als er sich unbeobachtet wähnte, so richtet ihm aus, dass wirklich niemand je aus meinem Munde etwas ...«

»Robin!«

»Verzeiht.«

»Deine lose Zunge wird dich eines Tages noch den Hals kosten«, prophezeite Abbé düster. »Es muss der Umgang mit dem Heiden sein, der dir schlecht bekommt. Das ist es jedenfalls nicht, was man dich in meiner gesegneten Komturei gelehrt hat.«

Robin ersparte sich einen Hinweis auf eine Menge viel schlimmerer Dinge, die sie sich während ihrer Zeit in Abbés Komturei hätte aneignen können: »Lenkt nicht vom Thema ab, Bruder Abbé. Ihr sagtet, ich sei in Gefahr. Ich wäre Euch sehr verbunden, wenn Ihr ein wenig näher darauf eingehen

könntet, damit ich weiß, welche Landstriche ich dieses Mal aus meiner Welt streichen sollte, ehe sie je gesehen zu haben.«

»Gerhard von Ridefort.« Abbé wich ihrem Blick aus. Er nannte nicht gern konkrete Namen, kannte Robin aber gut genug und wusste, dass sie nicht ruhen würde, ehe er ihre Fragen beantwortet hatte. »Unser Großmeister Odo von Saint-Amand hat aus der Gefangenschaft verlauten lassen, dass es keinen muslimischen Gefangenen gäbe, der nur annähernd so bedeutend ist wie er«, erklärte der Templer düster. »Unabhängig von meiner persönlichen Meinung über Saint-Amand: Ich wäre einer der Letzten, die ihm da nicht beipflichten würden. Dennoch hätte er in seiner Situation besser daran getan, seine Meinung für sich zu behalten.«

»Odo?« Robin schüttelte verwirrt den Kopf. »Odo von Saint-Amand ist tot, Abbé. Ihr selbst habt mir gesagt, dass er in der Schlacht bei Mardsch Ayun gefallen ist.«

»Ein Gerücht«, winkte Abbé ab. »Eine Verwechslung möglicherweise. Oder eine bewusst in Umlauf gebrachte Lüge, um den Orden der Templer zu schwächen. Aber es macht keinen großen Unterschied, ob der Großmeister tot ist oder in Gefangenschaft Sultan Saladins tönt, seine Bedeutsamkeit könne von keinem Muselmanen auch nur annähernd erreicht werden.«

»Weil ein Austausch von Gefangenen damit unter Umständen unmöglich wird?«

Abbé nickte. »Der ehrwürdige Sultan fühlt sich durch Odos Verhalten persönlich beleidigt, was unseren bisherigen diplomatischen Bemühungen natürlich wenig zuträglich ist. Der Orden versucht im Augenblick, eine große Summe Goldes aufzubieten, aber ...« Er schüttelte den Kopf und zog eine finstere Grimasse. »Es müsste eine gewaltige Summe sein, um Saladin zu beeindrucken.«

Robin nickte und schüttelte fast in der gleichen Bewegung den Kopf: »Wenn der Sultan von irgendetwas zu viel hat – von

Frauen in seinem berüchtigten Harem einmal abgesehen –, dann ist das wahrscheinlich Gold. Aber wenn Ihr erwartet, ich könnte in dieser Sache in irgendeiner Form nützlich sein, dann täuscht Ihr Euch.«

Der Tempelritter machte eine wegwerfende Handbewegung: »Niemand erwartet, dass eine Frau einen mächtigen Herrscher in einer solch wichtigen und komplizierten politischen Angelegenheit beeinflusst. Nicht in unserer Kultur, und schon gar nicht in diesem primitiven Volk von Sündern. Es gibt nichts, was du in Bezug auf Odo ausrichten könntest; im Grunde betrifft dich die ganze Angelegenheit überhaupt nicht.«

»Aber?«

»Aber es gibt bereits eine Reihe von Anwärtern, die um die Nachfolge Saint-Amands in seiner Funktion als Großmeister des Templerordens buhlen. Und der lauteste von allen ist eben Gerhard von Ridefort. Er wirft all seine Beziehungen in die Waagschale, um Saint-Amand im Falle einer Hinrichtung oder langjährigen Gefangenschaft zu beerben. Man flüstert sogar, er hintertreibe die Verhandlungen um den Gefangenaustausch, damit der Großmeister nicht freikommt und eine Neuwahl sichergestellt ist.«

Es war womöglich noch voller geworden in den Straßen, und Abbé hatte sich so sehr in Rage geredet, dass er unachtsam geworden war. Aus den Augenwinkeln gewahrte Robin eine Bewegung schräg vor dem Templer. Blitzschnell griff sie nach seiner rechten Schulter, riss ihn hart zurück und bewahrte ihn so vor einer schmerzhaften und unappetitlichen Kollision mit einer blutigen Lammhälfte, die ein muskelbe packter Muselman, ohne nach rechts oder links zu sehen, auf einen hohen hölzernen Karren beförderte. Abbé überwand seinen Schrecken schnell, schob die Scham über die eigene Unachtsamkeit mit einem schiefen Lächeln beiseite und hieß Robin, abzusitzen und sich an seiner Seite durch die in der

Nähe des Marktes stetig dichter werdende Masse zu schieben. Sie tat ihm den Gefallen und beglückwünschte sich dabei im Geiste für die Entscheidung, das schwere Kettenhemd und die eisernen Rüstungsteile, die sie vor ihren Gemächern vorgefunden hatte, nicht anzulegen. Stattdessen hatte sie Letztere unter Abbés unwilligen Blicken kurzerhand am Sattelzeug ihres Pferdes festgeschnürt. Schließlich begab sie sich in den Palast des Königs, nicht in eine Schlacht. Ob schon Robin sich an die sengende Hitze dieses Landes gewöhnt hatte, trug sie doch lieber nur so viel am Leib wie unbedingt nötig – was im Falle eines Ritters des Königs schon eine ganze Menge war. Mit den Rüstungsteilen jedenfalls wäre ihr ein Absitzen in den engen, menschenvollen Gassen kaum möglich gewesen.

»Und was habe ich nun damit zu tun?«, hakte Robin, die nun ihr Pferd am Zügel führte, schließlich nach. »Welche Gefahr stelle ich für Gerhard von Ridefort dar?« Sie konnte von Ridefort nicht ausstehen – spätestens seit er sie im Hauptquartier im wahrsten Sinne des Wortes vor dem König selbst *bloßgestellt* hatte, war alles, was sie beim Gedanken an den Templer empfand, Verachtung und Wut. Aber Konkurrenz war sie für Gerhard von Ridefort ganz gewiss nicht. Sie lebte als Frau eines Prinzen in Jerusalem und gedachte nicht, daran in absehbarer Zeit irgendetwas zu ändern; zumindest nicht aus freien Stücken. Im Grunde war es ihr egal, wer im Orden der Templer welchen Posten belegte und wie viel zu sagen hatte, denn im Endeffekt verfolgten sie ohnehin alle das gleiche Ziel – die Eroberung des Morgenlandes. Auch wenn sie noch so nachdrücklich betonten, dass sie Jerusalem selbstloserweise im Auftrag des Herrn aus den Händen der Heiden befreien wollten und alles, was sie taten, von großer Heiligkeit war.

Abbé hielt kurz inne und sah sie aufmerksam an: »Ich will dich nicht kränken, mein Kind, aber ich habe schon Hun-

derte Male den Tag verflucht, an dem ich dir gestattet habe, das Gewand eines Templers anzulegen. Dein Unglück resultiert aus deiner Tapferkeit.«

*Nein. Mein Unglück resultiert aus deinen Gelüsten und deiner Schwäche für das Weib eines anderen Mannes. Und nicht nur meines ...*

Sie schob den Gedanken beiseite und behielt ihn für sich. Letzten Endes waren Abbés Sünden zwar tatsächlich die Klinge gewesen, die ihr Leben zweigeteilt hatte, aber es war nicht seine brutale Hand gewesen, die sie hindurchgetrieben hatte. Und sie wusste, dass der Templer selbst noch immer am allermeisten unter den Verfehlungen litt, die er sich damals in Ostfriesland hatte zuschulden kommen lassen.

Abbé hatte sich bereits abgewandt und setzte nun an ihrer Seite den Weg durch das geschäftige Treiben zwischen den zahllosen, von farbenfrohen Tüchern überdachten Marktständen fort. »Für Gerhard mag es zwei Gründe geben, dich zu töten«, kam er auf ihre Frage zurück. Er musste fast schreien, damit sie seine Worte über all die anderen Stimmen, das Klappern und Scheppern verschiedener Behälter, das Getrampel der Füße, das Blöken der Ziegen, das Protestieren der Maultiere und nicht zuletzt über das Gebrüll der Händler hinweg verstehen konnte. »Zum einen muss er dich einfach für die Pein des Augenblicks hassen, in dem er in das offene Messer des Königs rannte, während er dich, das Bauernmädchen, eigentlich verraten, erniedrigen und von deinen vermeintlichen Vergehen profitieren wollte. Er hat nicht verkraftet, dass der König seine schützende Hand nicht nur über dich gehalten, sondern dich sogar zu seinem Ersten Ritter ernannt hat. Für Gerhard ist das der blanke Hohn. Und eine Ungeheuerlichkeit noch dazu. Und zum anderen könnte er anhand deines toten Körpers beweisen, was jetzt nur eine haltlose Behauptung wäre: dass du eine Frau bist.«

Robin zuckte die Achseln: »Er bekleidet auch jetzt schon



einen hohen Posten. Warum sollte man ihm nicht glauben? Wenn er sich an mir rächen will, indem er mich seinen Brüdern vorführt – warum tut er es nicht einfach?»

Abbé ignorierte ihre Frage. Vielleicht hatte er sie zwischen dem Lärmen des Basars auch nicht gehört. Robin mochte in ihrem weiten Waffenrock und mit dem kurzen, ungekämmten Haar einen ganz passablen Jüngling abgeben, aber ihre Stimme hatte nicht die Gewalt eines jungen Mannes; vielleicht nicht einmal die eines kräftigen Knaben.

»Odo war bereits früh darüber aufgeklärt, was du bist«, fuhr er fort, »denn ich musste ihn als Großmeister des Ordens unterrichten. Deine Maskerade hat natürlich sein Missfallen erregt.« Er machte eine kurze Pause, und Robin hatte den Eindruck, dass ihn Schuldgefühle plagten. Dann aber gab er sich einen Ruck: »Deshalb konnte ich auch nicht offen für deine Befreiung eintreten, als du als Sklavin verkauft werden solltest.«

Obwohl ihr keineswegs gefiel, was sie hörte, zuckte Robin die Achseln, was Abbé mit einem dankbaren Nicken quittierte, als käme ihre Geste einem Ablassschreiben gleich. Robin seufzte. Was sie nun mit Abbés Ordenspolitik zu tun hatte, wusste sie noch immer nicht, aber Abbé schien ein Einsehen zu haben und kehrte zum Thema zurück: »Odo war mit Gerhard von Ridefort sehr vertraut. Darum war möglicherweise auch der Ordensmarschall eingeweiht. Robin, bist du dir eigentlich darüber im Klaren, wie sehr es dem Orden schaden würde, wenn bekannt wird, dass wir ein Weib in Männerkleidern in unserer Mitte versteckt hielten?«

Robin antwortete nicht. Streng genommen musste sie Abbés Frage verneinen. Trotzdem verstand sie nicht, warum von Ridefort nicht andere Sorgen haben sollte, als sich mit Rachefeldzügen gegen ein Bauernmädchen aufzuhalten. Sie sah Abbé fragend an, und dieser gab sich selbst Antwort: »Möglicherweise würde der Papst den Orden der Templer auflösen, wenn er davon erführe.«

Robin schnappte nach Luft. Bislang hatte sie in der Überzeugung gelebt, dass lediglich einige wenige Menschen große Probleme bekämen, wenn ihre Maskerade aufflog – allen voran Bruder Abbé und natürlich sie selbst. Offenbar hatte sie sich getäuscht.

Abbé nickte, als hätte er Robins Reaktion vorausgesehen: »Genau so ist es. Und das allein könnte für Gerhard ein Grund sein, dich töten zu lassen. Außerdem hast du dir einen Namen gemacht. Bruder Robin, der den Alten vom Berg kennt und aus der Sklaverei der Heiden entkommen ist, ist schon fast eine Legende unter den jungen Rittern. Auch haben viele Ritter gesehen, dass keineswegs du die Niederlage bei Mardsch Ayun verschuldet hast. Und nicht zuletzt gibt es Augenzeugen dafür, wie du König Balduin das Leben gerettet hast. All das steigert deinen Ruhm. Und man weiß, dass du von mir ausgebildet und in den Orden geholt wurdest. Nun aber stehe *ich* an der Spitze jener Ritter, die um jeden Preis verhindern wollen, dass Gerhard zum Großmeister des Ordens wird.« Abbé hatte sich in Rage geredet und sprach mittlerweile im Duktus der Prediger, die, auf einer Holzkiste stehend und die Faust geballt, ihre Botschaften in der heißen und trockenen Luft Jerusalems verkündeten. Jetzt sah ihr Lehrmeister sie aufmerksam an: »Verstehst du, Robin? Es ist schlimm genug, dass er der Ordensmarschall ist. Er darf nicht noch mehr Macht gewinnen!«

Robin sah auf den etwas kleineren Abbé herab und nickte, ein Staunen in den graugrünen Augen. Der Templer war wirklich wütend. Das verwunderte Robin, denn schließlich handelte es sich bei einem Großteil von allem, was Abbé den Ordensmarschall betreffend gesagt hatte, doch um reine Spekulation. »Warum darf er nicht mehr Macht gewinnen?«, hakte sie deshalb nach. Schließlich ging es um eine wichtige Entscheidung, und weder Bruder Abbés noch Robins Meinung über Gerhard spielte hierbei eine Rolle.

»Warum fragst du?«, stieß Abbé entrüstet aus, als hätte sie ihn gefragt, warum man den Petersdom im Bedarfsfall nicht als Markthaus nutzen konnte. »Er ist der Untergang des Königreichs! Von Hass verblindet, ein Intrigant, ein boshafter Mensch, der jede Fähigkeit zum Denken verliert, wenn er erzürnt ist oder sein Stolz ihn blind macht. Es ist nur sechs Jahre her, dass er nach Outremer kam. Er war damals ein Nichts! Ein unbedeutender flämischer Ritter, den niemand kannte. Nicht seine Frömmigkeit hat ihn hierhergeführt, sondern das Wissen, dass er es in seiner Heimat niemals zu etwas bringen würde. Er hat sich als einfacher Ritter dem Grafen Raimund von Tripolis angeschlossen, dem damaligen Vormund unseres Königs Balduin. Die Bedingung für seinen Dienst war, dass er um die Hand der ersten geeigneten Erbin aus der Grafschaft anhalten dürfte, um selbst zu Grund und Boden und einer kleinen Burg zu gelangen. Er ...«

Robin hörte nur noch mit halbem Ohr zu, während er vom Tod eines reichen Ritters aus dem Gefolge des Grafen von Tripolis erzählte, dessen Witwe Raimund von Tripolis entgegen alle Absprachen an einen Pisaner Kaufmann namens Plivano verheiratete, der dem Grafen nämlich versprochen hatte, Genannte in diesem Falle in Gold aufzuwiegen. Von Ridefort, so Abbé, habe die Dienste des Grafen darum im Zorn verlassen und sich dem Orden der Tempelritter angeschlossen. Dann aber erhöhte Abbé abermals die Intensität seiner Worte und schien zum Finale anzusetzen: »Zorn und Ehrgeiz sind die einzigen Beweggründe für Gerhards Taten! Und weil Graf Raimund nach wie vor ein enger Vertrauter des Königs ist, hasst Gerhard auch König Balduin und lässt keine Gelegenheit aus, um den Namen des Königs zu beschmutzen und zu fordern, dass das Zepter Jerusalems aus den Händen des Leprakranken genommen wird. Er hat inzwischen erreicht, dass der König die Johanniter bevorzugt. Der König hat stets das letzte Wort, wenn entschieden wird, ob einer der Orden im

Heiligen Land weiten Grundbesitz oder sogar eine Burg erwerben kann. Verstehst du nun, warum Gerhard dich schon allein dafür hassen muss, dass du König Balduin das Leben gerettet hast?»

Wieder einmal hätte Robin mit Nein antworten müssen. Sie verstand den tumben Hass Gerhard von Rideforts auf König Balduin nicht. Sicherlich war er nach wie vor verärgert über den Umstand, dass man sie, Robin, die Schwiegertochter Raschid Sinans, in den Kleidern eines Ordensbruders ins Morgenland geschmuggelt hatte – und das ganz ohne sein Wissen. Doch das, auch nicht in Verbindung mit der Geschichte um den Pisaner Kaufmann, die Abbé gerade erzählt hatte, konnte nie und nimmer Grund genug sein für von Rideforts Haltung. Nun – immerhin verstand Robin jetzt, warum von Ridefort Bruder Abbé derart in Rage brachte: Mit seinem nachgerade kindischen Verhalten schadete von Ridefort nicht nur seinem eigenen Ansehen, sondern auch dem des Ordens selbst, der einen Mann wie ihn schließlich in den eigenen Reihen tolerierte. Und nicht nur das: Sein Ansehen war groß genug, um den Posten des Ordensmarschalls zu bekleiden, und seine Anhänger waren so zahlreich, dass er sich eine reelle Chance auf den Posten des Großmeisters ausrechnen konnte. Da nahm es nicht wunder, wenn König Balduin mittlerweile die den Templern seit jeher verhassten Johanniter bevorzugte. Nachdenklich glitt ihr Blick über die mit grellbunten Tüchern überdachten Verkaufsstände, an denen zahllose bunt gewandete Menschen lauthals um Speisen, Gewürze, Geschmeide, Lampen, Gefäße und Werkzeuge aus Gold, Silber und gefärbtem Glas feilschten. Der Lärm war ohrenbetäubend, aber Robin nahm ihn kaum wahr. Sie schätzte Balduin als einen verantwortungsbewussten, guten König ein, der absolut nichts tat, ohne vorher gründlich darüber nachgedacht zu haben. Und so mochte Ärger den Anstoß zu seiner Bevorzugung der Johanniter gegeben haben, aber den Entschluss

hatte Balduin sicherlich wohl durchdacht – und letzten Endes gegen von Ridefort gefällt. Dennoch war Robin sich nicht sicher, was mit Bruder Abbé oder ihr geschah, wenn Gerhard dafür sorgte, dass der König nicht mehr bestreiten konnte, dass er um ihre wahre Identität wusste. Dabei war sie fest davon überzeugt, dass König Balduin niemanden für ihrer beider Vergehen zur Verantwortung ziehen würde, der nicht auch tatsächlich Verantwortung dafür *trug*. Aber Abbé hatte sich mittlerweile in Rage geredet: »Verstehst du jetzt, wie groß die Gefahr ist, in der du ...«

»Nein«, unterbrach Robin ihn und registrierte mit Erstaunen, dass er diesen kleinen Ungehorsam nur mit einem Nicken quittierte. »Nein, das verstehe ich nicht, Bruder Abbé. Bis vor wenigen Stunden bestand die einzige Gefahr, der ich ausgesetzt war, darin, an einem saftigen Stück Hammelfleisch zu ersticken oder in einem Badezuber einzuschlafen und zu ertrinken. Ich bin das Weib des Prinzen Salim. Die Schwiegertochter des Alten vom Berge. Kann man hierzulande in größerer Sicherheit sein?«

»Ja, mein Kind. Das kann man durchaus«, antwortete Bruder Abbé düster. »Zum Beispiel dann, wenn man nicht in der Verkleidung eines Tempelritters an der Seite des Mannes hierhergekommen ist, den von Ridefort neben König Balduin vielleicht am allermeisten hasst. An meiner nämlich.«

Robin öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, aber Abbé brachte sie mit einer unwilligen Geste zum Verstummen. »Deine Assassinen-Freunde sind zweifellos einflussreich und gefährlich, Robin, aber auch sie sind nicht allmächtig. Niemand kann dich noch beschützen, wenn von Ridefort eine Version deiner Geschichte ausplaudert, in der einzig du, ich und vielleicht Balduin von deinem Geheimnis gewusst haben und verantwortlich für deine Maskerade waren. Er wird nichts unversucht lassen, um mir zu schaden, und riskiert in seinem Größenwahn damit womöglich den Fortbestand des ganzen

Ordens. Neben all denen, die dir in diesem Land schon darum nicht gerade wohlgesinnt sind, weil du eine Christin bist, wirst du dich vor deinen eigenen Brüdern fürchten müssen – ganz gleich, ob sie den Templern, Johannitern oder einem beliebigen anderen Orden angehören. Die Wahrheit um deine Identität würde sie aufs Ärgste erschüttern, und selbst jene, die den jungen Bruder Robin um all seine Heldentaten bewundert haben, würden ihre bodenlose Enttäuschung in Hass umwandeln. Sie würden dich suchen und finden, Robin, glaub mir. Sie würden dich vor ein Gericht stellen, das nur den Tod über dich verhängen kann – wenn sie dich nicht gleich zerfleischen wie abgerichtete Bluthunde.«

Anstelle einer Erwiderung stahl sich ein trotziges Funkeln in Robins Augen. Tatsächlich fühlte sie sich an Salims Seite, an der sie den persönlichen Schutz keines Geringeren als den Sheik Sinans, des Alten vom Berge selbst, genoss, so sicher wie zuletzt als kleines Mädchen in den Armen ihrer Mutter. Was Abbé ihr für den Fall eines Verrats durch von Ridefort prophezeite, mochte der Wahrheit entsprechen. Und doch war Robin überzeugt, dass nichts und niemand ihr gefährlich werden konnte, solange die Hashashin über sie wachten. Sicherlich taten sie es auch jetzt, während sie und Abbé den Basar endlich hinter sich ließen und erneut aufsaßen, um das letzte Stück zum Palast des Königs im Herzen von Jerusalem möglichst zügig zu bewältigen. Robin musste die schattenhaften Krieger Sheik Sinans nicht sehen – sie wusste, dass sie da waren. Sie waren *immer überall*, und in besonders großer Zahl dort, wo jemand dem Assassinen-König am Herzen lag. Und Robin zählte zu diesen Menschen, auch wenn ihr die Gewissheit, unter ständiger Beobachtung zu stehen, nicht immer angenehm war.

Auf der anderen Seite, so überlegte sie, konnte sie sich nicht sicher sein, ob ihr nicht doch im nächsten Augenblick ein beliebiger scharfkantiger Gegenstand von hinten durch die Rip-

pen getrieben oder sie sonst wie mit Gewalt zu Fall gebracht werden würde. Wollte sie es wirklich darauf ankommen lassen? Ihre Sicherheit nicht länger in den eigenen Händen wissen, sondern in die Hände Dritter legen?

Vielleicht.

Natürlich war ihr neues Leben nicht gerade ein abenteuerliches, und gewiss vermisste noch immer ein Teil von ihr jene Abenteuer ungewissen Ausgangs, die seit Verlassen ihres Dorfes ihr Leben geprägt hatten. Aber sie konnte auch nicht leugnen, dass sie erwachsener geworden war, sich sogar zunehmend mit ihren ehemals so unbestechlichen moralischen Werten anlegte. Rückblickend war Robin längst nicht mehr überzeugt, ob sie alles, was sie in den vergangenen Jahren getan hatte, noch einmal genau so auf sich nehmen würde – ganz gleich, wie rein ihr Gewissen währenddessen gewesen war. Vielleicht hatte sie zu viel – und vor allem zu viel unschuldiges – Blut fließen sehen, um den gewissenhaften, mutigen Weg immerfort dem einfachen, sicheren vorzuziehen. Vernunft und Bequemlichkeit ließen sich unter Salims Dach so einfach miteinander verbinden, und nach langer Zeit voller Entbehrungen und Qualen war sie in den vergangenen Monaten an der Seite des Assassinen-Prinzen endlich wieder gewesen, als was Gott sie erschaffen hatte: eine Frau. Eine junge Frau aus einfachen Verhältnissen, die die Vorzüge samtweicher Stoffe, Sauberkeit, wohlriechender Bäder und Tinkturen und abwechslungsreicher Speisen mehr und mehr zu schätzen lernte und auch die starken Hände eines Mannes nicht mehr mit Füßen trat, wenn sie sich ihr an der richtigen Stelle anboten. Sie lächelte und fügte in Gedanken hinzu: zumindest, solange dieser Mann keinen Dank dafür erwartete, dass er ihr abnahm, was sie durchaus allein zu bewältigen in der Lage gewesen wäre.

Ja, die Bequemlichkeit hatte sich in ihr Leben eingeschlichen. Und doch lebte sie den Luxus der Müßigkeit guten Ge-

wissens und trug nebenbei Sorge dafür, dass selbst ihre Dienerinnen besser lebten als die Frauen mittelständischer Bauern und Handwerker in ihrem Heimatland. Und gewiss, so frohlockte nun eine leise Stimme in ihrem Inneren, fand sich irgendwann auch noch ein Wässerchen gegen den Schmelbrand der Langeweile, welcher an den Zipfeln der seidenen Kissen nagte, in die Salim sie zu betten pflegte wie einen besonders empfindsamen Schatz. Irgendeine sinnvolle, abwechslungsreiche Beschäftigung, die niemandem schadete und niemandem wehtat und für die sie sich vor niemandem verkleiden und vor nichts davonlaufen musste. Irgendetwas *Normales* und ... Robin schüttelte unwirsch den Kopf. Wenn sie ehrlich zu sich selbst war, glaubte sie der Stimme kein Wort.

Abbé hatte seinen Monolog wieder aufgenommen: »Weißt du, Robin, ich bin einer der letzten Templer, denen Balduin überhaupt noch zuhört.« Sein Gesicht leuchtete noch immer in prächtigem Granatapfelrot, aber offenbar hatte er sich den schlimmsten Ärger von der Seele geredet, denn er sprach nicht mehr ganz so laut wie bisher, und in seiner Stimme schwang mehr Traurigkeit als Wut mit. »Aber ich werde dafür sorgen, dass der König sein Bild über unseren ehrenwerten Orden revidiert. Viele von uns stehen auf meiner Seite – Männer, die nicht nur Moral, sondern auch Macht und Einfluss besitzen. In den kommenden Wochen werden wir gemeinsam versuchen, Gerhards Wahl zum Großmeister zu hintertreiben – auch wenn von Ridefort versucht wird, sein Wissen um unser Geheimnis für einen Skandal zu nutzen, den eine Menge Leute nicht überleben würden. Allen voran du und ich.«

In genau dieser Reihenfolge, vervollständigte Robin bitter. Und zwar *nur* in dieser Reihenfolge ... Sie stutzte und versäumte einen halben Atemzug, als sie verstand, was der logische Schluss aus Abbés Ausführungen war: Wenn nur sie, Ro-



bin, verschwand, verschwand auch der Beweis für den Skandal, vor dem Bruder Abbé sich so sehr – und gewiss nicht in erster Linie um ihretwillen – fürchtete. Wenn Abbé sie eigenhändig erschlug und ihren Leichnam in der Wüste verscharfte, war er auf der sicheren Seite. Gerhard von Rideforts Behauptungen wären dann nicht mehr beweisbar, nur üble Nachrede, mit der er sich bloß selbst schadete.

Vielleicht, so schalt Robin sich im Stillen, gehörte zum Erwachsensein auch ein leichter Befall von Verfolgungswahn. Energisch drosch sie die ebenso logischen wie unfairen Gedanken nieder. Bruder Abbé konnte in der Not zweifelsohne einen kühlen Kopf bewahren und mit äußerster Härte vorgehen. Aber er war auch ein Mann von Ehre, und darüber hinaus ein Freund – ein väterlicher Freund sogar. Niemals könnte er einen hinterhältigen Mord begehen oder auch nur von zweiter Hand ausführen lassen; an ihrer Person zuallerletzt. Robin schämte sich für ihre bloße Idee und kam erneut auf ihre Ursprungsfrage zurück, um zu verhindern, dass sie sich im Stillen noch mehr verrannte: »Ich verstehe noch immer nicht, warum Ihr mich zum König bringt. Wenn es nur darum geht, mich zu verbergen und zu beschützen, und wenn es doch so ist, dass ich an Eurer Seite eine solche Gefahr für Euch bin – warum steckt Ihr mich nicht einfach in den Laderaum des nächstbesten Schiffes Richtung Abendland und verbergt mich in einem befreundeten Kloster, bis Ihr mit von Ridefort fertig seid?«

Abbé lächelte müde. »Weil du mit den Zähnen ein Leck in den Rumpf nagen würdest, um zu entkommen und zu deinem geliebten Heidenprinzen zurückzuschwimmen – was dir wahrscheinlich sogar gelingen würde.«

Robin zuckte die Achseln. Vielleicht hatte Abbé nicht ganz unrecht. Aber es war trotzdem nicht die Antwort, die sie hören wollte.

Als er ihren verärgerten Blick auffing, wurde Abbés Stim-

me sanfter: »König Balduin hat um einen besonders guten und treuen Ritter gebeten. Er plant eine besondere Unternehmung, der nur ein Ritter gewachsen ist, der auf sich allein gestellt unter den Sarazenen bestehen kann. Das ist leider alles, was ich darüber weiß. Aber trotzdem habe ich dich empfohlen.«

»Weil Ihr mich damit auf gewisse Zeit los seid?«, riet Robin, der ihr Zynismus sofort wieder leidtat. Sie hatte weder das Recht dazu noch einen Grund dafür, schlecht über Abbé zu denken und ihn anzufeinden. In all den Jahren, in denen sie den Templer nun kannte, hatte er niemals etwas getan, um ihr zu schaden, sondern sie ganz im Gegenteil behandelt und beschützt wie ein eigenes Kind. Abbé wandte kurz den Blick ab und verbarg so sein Gesicht, aber Robin wusste dennoch, dass sie ihn mit ihren Worten verletzt hatte.

»Nein«, antwortete er schließlich, ohne sie anzusehen, »weil es die Wahrheit ist. Niemand von uns beherrscht die Sprache dieses Landes so gut wie du. Niemand findet sich so mühelos zwischen all ihren heidnischen Sitten und Gebräuchen zurecht – und vermag darüber hinaus sogar zu kämpfen wie ein Schattenkrieger.« Er schüttelte den Kopf und bedachte Robin mit bedauernder, aber auch sorgenvoller Miene. »Aber es stimmt natürlich: Solange du nicht in Jerusalem weilst und niemand außer dem König selbst weiß, wohin deine Mission dich führt, bist du sicher vor Gerhard von Ridefort und all denen, die dir mit ein wenig Unglück schon jetzt nach dem Leben trachten. Und vor mir im Übrigen auch, falls das das Nächste ist, was du mir vorhalten möchtest.«

Robin fuhr zusammen, als hätte der alte Templer sie geschlagen. »Wie könnte ich ...«, begann sie eine Spur zu schnell und zu aufgebracht, um nicht ertappt, sondern glaubhaft zu klingen, aber Abbé schnitt ihr mit einer traurigen Geste das Wort ab: »Ich kann dir dein Misstrauen nicht verübeln, mein Kind.«

Robin senkte beschämt das Haupt, aber Abbé beachtete es nicht: »Nach allem, was du in deinen jungen Jahren bereits durchgemacht hast, ist es nur zu verständlich, dass du gut achtgibst und einem jeden zunächst mit Skepsis begegnest – sogar mir. Und nicht zuletzt war auch ich derjenige, der ...«

»Der mir das Leben gerettet hat, indem er mich in seine Komturei geholt hat?« Dieses Mal war es Robin, die Abbé nicht ausreden ließ. »Der weit mehr als nur sein Amt riskiert hat, als er seinem muslimischen Sklaven die Liebe zu einem Christenmädchen in seinen gesegneten Mauern durchgehen ließ? Der eine Frau in seinen Mauern nicht nur duldet, sondern auch tat, als merkte er nicht, wie sein Sklave sie das Kämpfen lehrte? Der sein Leben riskierte, indem er log, um ein unbedeutendes Bauernmädchen zu schützen und es in dieses wunderbare, gelobte Land zu bringen, das zu verlassen ich längst nicht mehr bereit bin?« Es war das reine Schuldbewusstsein, das sich ihrer Zunge bediente, und Robin ließ es gern geschehen. In Gedanken hatte sie Abbé großes Unrecht getan, und nun lastete der Alte es sich auch noch freiwillig auf. Das konnte sie nicht zulassen. »Wart Ihr das, Bruder Abbé?«

Er zuckte nur die Achseln und blickte starr geradeaus ins Leere, wo sich der Davidsturm am Ende der langen, geraden Straße abzeichnete. Schließlich seufzte er und lächelte matt: »Das auch. Doch das Meiste, was ich für dich getan habe, habe ich getan, weil ich keine andere Wahl hatte, Robin, und das weißt du auch.« Es klang fast wie eine Rechtfertigung. »Und dennoch muss ich dich darum bitten, dich in den Dienst des Königs zu stellen und jedem seiner Wünsche zu folgen, ganz gleich, was er auch verlangt, hörst du? Wenn er meiner Empfehlung folgt und dich in seinen Diensten fortschickt, betrachte es als Geschenk Gottes. Denn wenn von Ridefort handelt, wie ich es an seiner Stelle täte, ist dein Le-

ben in Jerusalem bereits jetzt keinen Pfifferling mehr wert. Zudem stünde Balduin moralisch in unserer Schuld, wenn einer der Unseren ihm erfolgreich zu Diensten wäre ... was in der Zukunft noch von entscheidender Bedeutung sein kann.«

Robin winkte ab: »Das würdet Ihr nicht.«

»Was würde ich nicht?« Abbé runzelte verwirrt die Stirn.

»An von Rideforts Stelle so handeln. Ihr seid ein guter Mann, Abbé, und außerdem kein Dummkopf. Ihr versucht nicht, Profit aus den Schwächen anderer zu ziehen.«

Abbé ging nicht darauf ein. Stattdessen drängte er: »Wirst du dem König dienen und ihm folgen, wohin auch immer sein Weg dich führen mag?«

Robin zögerte. Bruder Abbé verlangte von ihr, ihren Pflichten als Erster Ritter des Königs von Jerusalem nachzukommen, was ohnehin unumgänglich und außerdem eine große Ehre war, die sie sich nie im Leben zu erträumen erhofft hätte. Sie hätte nicht einmal ablehnen können, wenn sie gewollt hätte. Aber Abbés Bitte barg noch etwas anderes, das Robin erstaunte: die Hoffnung auf ein Nicken, eine Bestätigung für seine bisher getroffenen Entscheidungen, die Bitte um ihr Amen für sein Vorhaben. Und in diesem Augenblick begriff Robin erstmals wirklich, dass der Rang, den sie inzwischen bekleidete, der Titel *Schwert des Königs* nämlich, sie tatsächlich über den alten Tempelritter erhob. Sie hätte stolz sein sollen – unendlich stolz. Doch stattdessen empfand sie Scham.

Abbés Stimme war sanft geworden, wie um sie auf den festen Boden zurückzuholen: »Was auch immer du tun musst, und sei es noch so lästerlich und gottlos – was sich nicht ausschließen lässt in dem Umfeld, in das Balduin dich zu senden plant ... Gott wird dir vergeben, Robin. Weil du es für den tust, der von Gottes Gnaden über dieses Königreich herrscht. Auch deine Zugehörigkeit zum Orden der Templer wird nicht darunter leiden, wenn du vorübergehend unter dem Königswappen kämpfst.«

Robin antwortete noch immer nicht, sondern saß schweigend ab, weil sie die breite Treppe erreichten, die zum Osttor der äußeren Palastmauer hinaufführte. Hier waren, ebenso wie am oberen Ende der Stufen, zwei voll gerüstete Wachtposten positioniert, und einer von ihnen griff wortlos nach den Zügeln ihres Braunen. Sie ließ es geschehen und beobachtete, wie der Wachtposten ihr Tier auf die Stallungen zuführte, wo er es einem Burschen übergab, ehe er steifen Schrittes auf seinen Posten zurückkehrte. Beiläufig registrierte Robin hinter den Schießscharten der äußeren Palastmauer mindestens sechs weitere Wächter in den weinroten Waffenröcken Balduins. Sie patrouillierten, als rechnete der König jederzeit mit einem Einfall aufständischer Heiden oder feindlicher Krieger. Dann kehrte ihr Blick zu Bruder Abbé zurück, doch dieser saß nicht ab. Wie festgewachsen verharrte er im Sattel seines Tieres und lenkte es schließlich einen halben Schritt vom unteren Treppenabsatz fort. »Von hier aus musst du allein weitergehen«, entschuldigte er sich und deutete mit einem Lächeln und einer Geste, die weniger aufmunternd wirkte als wahrscheinlich beabsichtigt, zum Osttor hinauf. »Der König erwartet dich in seiner Kammer, Bruder Robin von Tronthoff.« Sein Blick suchte den des zweiten Wächters, der mit einem knappen Nicken andeutete, dass er verstanden hatte, und sogleich einen Schritt beiseitrat, um den Weg für Robin freizugeben.

»Aber ...«

»Ich selbst muss Jerusalem noch in der heutigen Nacht verlassen, und dafür gibt es noch einige Vorbereitungen zu treffen«, unterbrach Abbé sie, und obgleich seine folgenden Worte in Robins Ohren doch sehr nach einer Ausflucht klangen, wirkte das Bedauern in seiner Stimme und seiner Miene aufrichtig. »Gemeinsam mit Bruder Horace werde ich versuchen, genug Würdenträger des Ordens davon zu überzeugen, Gerhard nicht zum Großmeister zu wählen, und außer-

dem ...«, er senkte verlegen den Blick, »hat der König nach dir verlangt, Robin, und zwar *nur* nach dir.«

»Aber ...«, versuchte Robin einen neuerlichen Einwand, doch der Templer ließ sie auch dieses Mal nicht ausreden: »Niemand hätte ich mir träumen lassen, dass eines Tages ein als Tempelritter verkleidetes Bauernmädchen das Zünglein an der Waage im Intrigenspiel um das Amt des Großmeisters sein würde. Und nun ... lebe wohl, Robin.« Er bedachte Robin mit einer letzten, wehleidigen Grimasse und riss sein Pferd dann mit unnötiger Härte herum, um den Augenblick des Abschieds nicht einen Wimpernschlag länger hinauszuzögern als unbedingt nötig.

Robins Blick huschte, erschrocken über Abbés offene Worte, zu den Wächtern, doch deren unveränderte Mienen verriet ihr, dass sie über Namen und Titel hinaus der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Als sie wieder zu Bruder Abbé sah, war der Templer bereits zu einem verschwommenen, hellen Fleck im geschäftigen Treiben des Jerusalemer Nachmittages zusammengeschrumpft.

## 2. KAPITEL



Ein Knecht mit Leinenkutte und geschnürten Sandalen führte Robin am sagemumwobenen Davidsturm vorbei und durch die verwinkelte Festung, die König Balduin seinen Palast nannte – was in Robins Ohren fast beleidigend klang. Ein Palast, das war in ihren Augen insbesondere in diesem Teil der Welt eine große, gut bewachte, aber dennoch *wohnliche* Residenz – ein Ort, an dem man sich nicht bloß sicher, sondern auch zu Hause fühlen sollte. Hier aber drängten sich Gebäude unterschiedlicher Größe aus sandfarbenen Buckelquadern in scheinbar willkürlicher Anordnung um den Turm des Herodes. Und selbst bei dem gigantischen, aus mindestens zweierlei Baustilen zusammengewürfelten Turm samt Zitadelle konnte von heimeliger Ausstrahlung keine Rede sein. Statt an einen Ort, an dem Prinzessinnen sich wohlfühlten, gemahnte Balduins sogenannter Palast an ein oberirdisches Verlies, in dem man Prinzessinnen gefangen hielt. Bewachte Zellen jedenfalls bot er zu diesem Zweck genug.

Ein labyrinthartiges Gewirr von Wehrgängen, überdachten und offenen Treppen sowie steinernen Balkonen verband die vier- bis achteckigen, tristen Bauten miteinander. Robin erspähte lediglich Schießscharten, durch die sich die Festungsanlage zu allen Seiten hin verteidigen ließ – aber nicht ein einziges Fenster.

Obwohl sie sich am helllichten Tag zunächst überwiegend im Freien durch die Anlage bewegten, war es hinter den Wehrmauern der Festung schattig, beinahe dunkel und dennoch so warm, dass Robin bald bereute, neben ihrem Pferd und den schweren Rüstungsteilen auch ihren Wasserschlauch am Tor zurückgelassen zu haben. Auch der Anblick der zahlreichen Zweierpatrouillen mit dem Wappen des Königs auf blutroten Waffenröcken sowie das beunruhigende Gefühl, aus finsternen Winkeln und Nischen des Gebäudes heraus beobachtet zu werden, trugen nicht zu Robins Wohlbefinden bei. Schließlich jedoch winkte der junge Knecht Robin in eines der kleineren Gebäude hinein – und kaum dass Robin die Türschwelle überschritten hatte, wäre sie am liebsten wieder umgekehrt.

Im Inneren des Gebäudes war es weniger heiß als außerhalb, was vermutlich daran lag, dass sich selbst die trockene Hitze vor dem abscheulichen Gestank nach Verwesung grämte, der Robin fast den Atem nahm. In dem engen, eher niedrigen Raum war es dämmrig – bis auf ein wie ausgeschnitten wirkendes Rechteck auf dem Fußboden unmittelbar vor dem Eingang, in dem sich nun Robins Schatten abzeichnete. *Wie die Gestalt eines Dämons, der gekommen ist, um die Überreste der gefangenen Prinzessinnen zu holen, die irgendwo in der Finsternis ganz in der Nähe verwesen*, ging es Robin durch den Kopf. Sie schüttelte sich vor Abscheu, überwand sich aber und folgte dem Knecht durch eine unauffällige, erbärmlich quietschende Tür aus armdicken Holzbohlen in einen von Fackeln beleuchteten Gang hinein. Die verwinkelten Gänge waren in flackerndes, orangefarbenes Licht getaucht. Knapp ein halbes Dutzend sperriger Holztüren führten aus dem Gang in einen anderen Teil des unheimlichen steinernen Irrgartens. Balduins Soldaten standen hier in so akribischen Abständen, als wären sie lebendige Gitterstäbe eines riesigen Käfigs. Obwohl kein Einziger von ihnen ihre Ankunft zu re-



gistrieren schien, spürte Robin ihre aufmerksamen Blicke bei jedem Schritt im Nacken brennen.

Je tiefer sie in den Palast des Königs eindrangen, desto penetranter wurde der Gestank, wurde zu einer unsichtbaren Wand aus Fäulnis. Dabei war es nicht einmal der süßliche, an Verwesung erinnernde Geruch selbst, der mit jedem Schritt an Intensität gewann, sondern dessen Kombination mit etwas anderem, an und für sich sogar Wohlriechendem, das in unsichtbaren Schwaden durch die Korridore waberte und sich mit dem Geruch von Krankheit, Sterben und Tod zu etwas schier Unerträglichem vermengte. Robin widerstand nur noch mit Mühe dem Impuls, sich die Nase zuzuhalten, als der Knecht schließlich vor einer weiteren hölzernen Tür innehielt, die nicht von einem königlichen Ritter, sondern von einem ganz in Schwarz gekleideten Lazariter beaufsichtigt wurde. Robin wusste, dass sie ihr Ziel erreicht hatten, noch bevor der Bruder des Lazarusordens mit einer Geste beiseitetrat, die einladend sein sollte, durch die eitrigen Pusteln auf seinem bleichen Handrücken aber wie eine stumme Verwünschung wirkte. Der Knecht schob die Tür auf, setzte selbst allerdings keinen einzigen Schritt über die Schwelle. Mit einer tiefen Verbeugung nannte er Robins Namen und trat dann fast fluchtartig den Rückzug an, noch ehe die warme Stimme Balduins, die den jungen Ritter von Tronthoff freundlich einzutreten bat, gänzlich verklungen war. Robin tat wie ihr geheißen und wünschte sich zugleich kaum etwas sehnlicher, als mit dem dunkelhaarigen Knecht tauschen und im Eilschritt von diesem Ort verschwinden zu können.

Robin war dem König bereits zwei Mal zuvor begegnet. Beide Male hatte er ein dunkles Tuch um sein Haupt geschlungen, wie es die Sarazenen in der Wüste taten, und so sein Gesicht verborgen. Hier in seinem Privatgemach jedoch verzichtete der König darauf, die schrecklichen Folgen des Aussatzes zu bedecken. Robins Blicke glitten schutzlos über

die nässenden, eiternden Pusteln, die den Körper Balduins bedeckten und im gelben Licht der großzügig verteilten Kerzen glänzten. Einige der offenen Stellen nässten längst nicht mehr, sondern waren schwarz und so trocken, dass abgestorbene Hautpartikel davon abblätterten wie totes Herbstlaub. Robin war sich nicht sicher, ob das linke Ohr des Königs, das sich schwarz unter seinen aschblonden, glanz- und kraftlosen Locken abzeichnete, noch vollständig war oder ob ihm von Natur aus auffällig kleine Ohren beschert waren. Unter Balduins Augen lagen tiefe grauschwarze Ringe, seine Lippen waren dunkel und rissig, und Robin mochte die Unannehmlichkeit, die ihm das Sprechen inzwischen bereiten musste, nicht einmal erahnen.

Sie verneigte sich tief und einen Moment länger als nötig, als der hilflose König sie mit erstaunlich beschwingter Stimme begrüßte. Aus den Augenwinkeln registrierte sie mit mehr als nur einem Anflug von Unbehagen, dass der Lazariter die Tür hinter ihr geschlossen hatte, sobald sie gänzlich eingetreten war. Balduin und sie blieben allein im Raum zurück.

Als sie wieder zum König aufsaß, vermied sie den direkten Blick in sein Gesicht. Stattdessen schaute sie sich in dem Raum um, der ihrem eigenen Schlafgemach unter Salims Dach weder in Größe noch in Pracht auch nur ansatzweise das Wasser reichen konnte. Fast war sie enttäuscht von dem, was der König von Jerusalem sein Privatgemach nannte. Die winzige Kammer gereichte kaum dem Abt einer kleinen Komturei zur Ehre, geschweige denn einem leibhaftigen König von Gottes Gnaden. Es gab nur wenige Möbelstücke: ein großes, aber einfaches Bett, einen klobigen Schrank, einen kleinen Tisch, ein Regal und einen einzigen Stuhl mit lederne-m Sitz und Rückenteil, auf dem Balduin – der sich sichtlich um Haltung bemühte – eher kauerte, als dass er saß. Das flackernde Licht trieb gespenstische Schatten über die Wände, während die Kerzen in einem lieblos angefertigten eisernen

Leuchter Tränen aus Wachs auf den nackten Boden weinten. Auf dem Tisch glomm Weihrauch in einer flachen Kupferschale, der dem Gestank von Krankheit und Verwesung jene unangenehm würzige Note hinzufügte, die Robin bereits auf dem Hinweg registriert hatte. Neben dem Weihrauchbehälter leuchtete matt eine sarazenische Handlaterne aus Messing mit kunstvoll durchbrochenen Gittertürchen und verlieh dem Raum zumindest einen Hauch von Eleganz. Robin hätte ein sprichwörtliches Königreich für ein Fenster gegeben, aber es gab keines.

Als sie sich Balduin nun erneut zuwandte, war ihr bewusst, dass der richtige Moment, seinen Willkommensgruß zu erwidern, schon lange verstrichen war. Sie versuchte unauffällig, durch den Mund zu atmen, konzentrierte sich auf die smaragdgrünen Augen des Königs und hoffte, dass man ihr den Abscheu nicht mehr allzu deutlich ansehen konnte. Dabei entging ihr nicht, dass Balduins Augen, die für gewöhnlich allem Elend zum Trotz voller Lebenslust waren, sich für einen Wimpernschlag trübten. Sie las Bestürzung in seinem Blick, vielleicht auch Scham, und schämte sich selbst zum zweiten Mal an diesem Tag, anderen mit ihren Empfindungen unrecht getan zu haben. Hoffnungsvoll versuchte sie sich an einem offenen Lächeln, das ihr misslang.

Balduin überspielte ihre verunglückte Grimasse mit einem traurigen und zugleich herzlichen Nicken und winkte sie mit den teils dunkel verfärbten Fingern seiner linken Hand näher zu sich heran. »Robin von Tronthoff«, wiederholte er seinen Gruß. Doch als er sich erheben wollte, um ihr die Hand zu reichen, verließ ihn die Kraft. Mit leiderfühltem Stöhnen sackte er in sich zusammen, obschon sein ausgegergelter Leib kaum mehr wiegen konnte als Robin selbst. Erst jetzt erahnte Robin das Ausmaß der Schmerzen, die er erlitt, und es brach ihr fast das Herz. Der Aussatz ließ seinen jungen Körper bei lebendigem Leib verrotten. Wie konnte

Gott das bloß zulassen? Wieso zwang er dem König über das Heilige Land eine solch grausame Prüfung auf?

Balduin überspielte seinen missglückten Versuch, sich zu erheben, mit einem tapferen Lächeln: »Euch frisch und bei guter Gesundheit wiederzusehen wärmt mein geschundenes Herz. Tretet näher, damit ich Euch bestaunen kann. Immerhin ist es das erste Mal, dass ich Euer Gesicht im Wachzustand frei von Blut, Dreck oder Tränen zu sehen bekomme. Und ich muss sagen, es gefällt mir ausgesprochen gut.«

»Danke.« Allem schlechten Gewissen zum Trotz nutzte Robin das Kompliment, um dem Anblick des hilflosen Königs mit einem nur zur Hälfte gespielten verlegenen Kopfsenken für die Dauer eines halben Atemzugs zu entfliehen. »Ihr ... habt mich rufen lassen, Euer Hoheit«, brachte sie stockend hervor. »Was kann ich für Euch tun?«

»So ist's recht – die Hand auf dem Schwert und keine Zeit für den Austausch von höflichen Floskeln. Das ist es, was ich von meinem Ersten Ritter erwarte. Ich wusste, dass ich mit Euch die richtige Wahl getroffen habe, Robin.« Er legte den Kopf schräg und formte seine leuchtenden Augen zu skeptischen Halbmonden. »Oder drängt es Euch bloß, schnellstmöglich aus diesem stinkenden Rattenloch zu entfliehen? Fürchtet Ihr Euch am Ende vor einem hilflosen, alten Mann, mit dem seit Jahren kein Weib mehr ohne Not den Tisch zu teilen bereit ist; geschweige denn das Bett?«

Robin schüttelte ein wenig zu energisch den Kopf.

Balduin grinste. »Nun, vielleicht fürchtet Ihr Euch zu Recht.« Sein freches Lausbubenlachen wollte nicht zu dem geschundenen, zerfransten Mund passen, aus dem es erklang, und doch zählte es zu den vielen angenehmen Erinnerungen, die Robin an den König von Jerusalem hatte. Haben sollte, verbesserte sie sich traurig. Denn Balduins Name war für sie vor allen Dingen untrennbar verbunden mit Krankheit, Leid und Tod. Dass sie nun sein Gesicht ge-

sehen hatte, machte es nicht besser. Wieder einmal schalt sie sich selbst mangelnder Dankbarkeit. Sicherlich hatten nicht viele Menschen Balduin seit Ausbruch der Krankheit ohne Vermummung gesehen, vielleicht nicht einmal mehr seine Mutter. Dass er sie hier in seinem Allerheiligsten und in all seinem Elend empfing, war Zeugnis von großem Vertrauen.

»Unsinn«, erwiderte Robin kopfschüttelnd. »Ich glaube nicht, dass ich einen Grund habe, mich vor Euch zu fürchten. Es ist nur die Neugierde – die Ihr mir kaum verübeln könnt. Aus Bruder Abbé war beim besten Willen nicht mehr herauszubekommen, als dass Ihr nach mir verlangt.«

Balduin lachte: »Wahrscheinlich, weil er den ganzen Ritt darauf vergeudet hat, zu jedem Lehmklumpen unter den Hufen seines Pferdes einen passenden Bibelvers herunterzubeten. Und Euch mit verworrenen Geschichten aus seinem einst so respektablen Orden zu belästigen.« Dann schüttelte er vorsichtig den eiterbedeckten Kopf. »Aber nichts von alledem hängt mit dem zusammen, was Euch heute in diesem Gemäuer erwartet, Robin. Was ich Euch am heutigen Tag anvertraue, ist ein Geheimnis, das so streng gehütet wird, dass neben meiner eigenen Wenigkeit kaum so viele Menschen davon wissen, wie die meisten Lazarusbrüder an ihren Fingern abzählen könnten. Und wie Ihr vielleicht bemerkt habt, neigen meine treuesten und furchtlosesten Untertanen dazu, nicht mehr sonderlich gut mit den Fingern rechnen zu können.«

Er grinste erneut, doch angesichts seiner blutigen Mundwinkel vermochte Robin nicht einmal aus Höflichkeit über den makaberen Scherz des Königs zu lächeln. Vielleicht half ihm sein Sarkasmus, sich mit seinem eigenen Leid zu arrangieren – Robin hingegen fühlte sich peinlich berührt. Diese Krankheit war viel zu grausam, als dass man darüber scherzen durfte; nicht einmal, wenn man selbst unter ihr litt, nicht einmal, wenn man der König von Jerusalem war.

Balduin seufzte, als Robin nicht in sein Lachen mit einstimmt, schüttelte müde den Kopf und deutete dann auf die kleine Handlaterne, die auf dem Tisch neben ihm flackerte. »Bitte, Robin von Tronthoff, nehmt dies an Euch«, bat er und beobachtete Robin lächelnd dabei, wie sie seinem Befehl zügig nachkam, um dann schnell wieder vor ihm zurückzuweichen. »Und nun«, er reckte ihr den linken Ellbogen entgegen, damit sie ihren eigenen Arm unterhaken konnte, »hilft mir beim Aufstehen. Nur keine Scheu, junger Krieger. Muss ich Euch daran erinnern, dass mein Arzt auf das Leben seiner Mutter geschworen hat, dass mein Aussatz nicht ansteckend ist?«

Insgeheim fragte Robin sich, ob die Mutter jenes Arztes tatsächlich noch am Leben war. Aber sie riss sich zusammen, griff nach Balduins Arm und stellte beim Emporziehen fest, dass der König noch leichter war, als sie vermutet hatte. So knochig war sein Unterarm, dass sie ihn mit den Fingern ihrer rechten Hand fast vollständig umschließen konnte, und die Kraft, mit der sie ihn in die Höhe zog, hätte ihn glatt an ihr vorübergeschleudert. In letzter Sekunde schlang sie den linken Arm um seine schmalen Hüften und verwandelte den drohenden Sturz in ein kurzes Straucheln. Die Laterne segelte scheppernd zu Boden, erlosch aber nicht. Balduin stöhnte auf, und Robin entschuldigte sich betreten. Einem Akrobaten gleich gelang es ihr, sich nach der einen guten Schritt weit entfernt liegenden Laterne zu bücken, ohne den König, der andernfalls sicherlich gestürzt wäre, dabei loszulassen.

Balduin verübelte ihr das Ungeschick nicht, sondern deutete mit einem Nicken auf die hölzerne Tür: »Hätte man mir vor einem Jahr gesagt, dass mich bald ein Weib in Männerkleidern über die Schwelle tragen würde«, presste er unter Schmerzen lächelnd hervor, »und das auch noch *aus meinem Gemach heraus* ... Ich hätte ihn in das dunkelste aller Ver-

liese werfen lassen, das könnt Ihr mir glauben. Aber nun muss ich Euch bitten, genau das zu tun, Robin.«

»Ich soll Euch ... tragen?«

Balduin schüttelte den Kopf und zuckte in der gleichen Bewegung die Achseln. »Nur wenn mich die Kraft verlässt. Bis dahin wäre ich schon damit zufrieden, wenn Ihr mich stützt.«

Robin nickte ergeben und hielt einen Moment die Luft an, als der Geruch von Eiter und faulender Haut durch seine frisch gewaschenen Kleider drang und sich mit der Intensität frischen Schweinedungs in ihrer Nase verbiss. Wieder einmal wies sie den Ekel mit aller Willenskraft in seine Schranken, schloss den Arm etwas fester um die Hüften des Königs und schob die schwere Holztür auf.

Ihre heimliche Hoffnung, ihn dahinter an den Lazariter übergeben zu können, wurde enttäuscht. Der Mann in der bodenlangen, schwarzen Kutte hatte seinen Posten ebenso verlassen wie die Wächter in den weinroten Waffenröcken, die bei ihrem Eintreten noch an ihren Plätzen gestanden hatten.

Balduin deutete in den schlecht beleuchteten Gang, der sich nach rechts hin erstreckte und nach wenigen Schritten mangels weiterer Fackeln in der Dunkelheit verschwand: »Dort entlang.«

Kurz kam Robin der Gedanke, Balduin könne seinen Wachen vielleicht aufgetragen haben, das Licht auf ihrem Weg der Dramatik halber zu löschen. Sie lächelte. Zuzutrauen war es ihm. Er liebte das Theatralische. Im Grunde nahm dies nicht wunder, denn sein Leben selbst glich in gewisser Weise einer Posse. Wäre Balduin nicht der König gewesen, hätte er sich bereits von Weitem mit dem Lärmen von Holzklappern und einem *Unrein!* zu erkennen geben müssen, um vor sich selbst und seinem Aussatz zu warnen. Und Robin hätte ihm allen Beteuerungen zum Trotz nicht geglaubt, dass sein Leid sich durch die Berührung nicht auf sie übertrug. Um sich von

seinem Geruch und dem Gefühl, eine lebendige Leiche im Arm zu halten, abzulenken, griff sie die Handlaterne fester und fragte: »Wollt Ihr mir jetzt verraten, was Ihr mir zeigen wollt?«

Balduin verneinte. »Ihr würdet es nicht glauben, Robin. Niemand, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, würde es jemals glauben ... Was ich Euch zeigen werde, wird entscheiden über Leben und Tod. Über mein Leben, wenn Ihr es genau wissen wollt.« Kurz vermeinte sie ein Zittern zu spüren, das ihn durchlief, dann aber hatte er sich wieder im Griff: »Dort entlang.«

Sie bogen in einen stockfinsternen Korridor ein, und Balduin deutete auf den ersten und einzigen Wandschmuck, den Robin in diesem unwohnlichen wie unheimlichen Gemäuer zu Gesicht bekam: Ein schweres, fast bis zum Boden reichendes Banner zierte die Sandsteinwand, nur schwach beleuchtet von dem bescheidenen Kreis an Helligkeit, den die kunstvoll gestaltete Laterne in Robins Hand der Finsternis abzutrotzen vermochte. Ebenso wie die Laterne musste auch das Banner ein Beutestück sein, das Balduins Gotteskrieger den Sarazenen entrissen hatten. Weil sie die Schrift dieses Landes noch lange nicht so gut beherrschte wie die arabische Sprache, konnte Robin die Bedeutung der Schriftzeichen auf dem Banner im schlechten Licht kaum erkennen. Verschlungen und in leuchtendem Rot auf schwerem nachtschwarzem Samt aber wirkten sie ungemein beeindruckend, ja fast bedrohlich – sogar auf sie, die Gemahlin eines Prinzen, der Assassine und Sarazene zugleich war, und der von sarazenischen Schriftzeichen, so befand sie, keine Gefahr drohen sollte.

»Dort entlang? Durch die Wand?«, erkundigte Robin sich zweifelnd.

»Gern«, antwortete Balduin vergnügt. Er atmete inzwischen hörbar schwer, und Robin fühlte, wie seine Gewänder



an der zunehmend heißen, feuchten Haut zu kleben begannen. »Aber schlagt doch bitte zuvor dieses Banner für mich zurück, damit ich die Tür dahinter benutzen kann. In meinem Alter wird man allmählich ein bisschen bequem.«

Robin zog eine Grimasse und tat, wie ihr geheißenen. Hinter dem Banner klaffte tatsächlich ein mehr als mannshohes Loch in der Wand. Mit einem halbwegs gerade gemauerten Rahmen oder dergleichen wäre es fast als Tür durchgegangen. So aber wirkte es, als wäre hier einst ein ungestümer Ritter mit dem Kopf voran durch die Wand gerannt, und sie musste achtgeben, sich nicht an den hervorstehenden Mauersteinen des länglichen Durchgangs zu verletzen.

Unmittelbar hinter dem, was Balduin eine Tür nannte, führten zahlreiche schmale steinerne Stufen steil in die Dunkelheit hinab. Es bestand kein Zweifel: Dies war ein Geheimgang. An und für sich war das nichts Ungewöhnliches – selbst in Bruder Abbés bescheidener Komturei in Friesland gab es mindestens eine verborgene Kammer und einen geheimen Ausgang, der von außen nicht einmal dann sichtbar war, wenn man ganz genau wusste, wo er sich befand. Dieser hier jedoch schien ungemein alt zu sein – vielleicht älter als der gesamte Rest der Anlage. Er war mindestens einmal zugemauert und schließlich wieder aufgebrochen worden, und die Stufen zu Robins Füßen waren so abgenutzt und glatt, dass sie im unheimlichen, matten Licht der Laterne zur Mitte hin glänzten.

Sie half Balduin über die mehr als knöchelhohe Schwelle und stützte ihn, während sie langsam in die Tiefe stiegen. Die unheimliche Stille, die Robin bereits im oberen Teil des Palastes umfassen hatte, steigerte sich mit jedem Schritt. Irgendetwas in der Dunkelheit um sie herum schien selbst das Geräusch ihrer Schritte gierig aufzusaugen, sodass Robin zwar ihren eigenen Pulsschlag hören konnte, nicht aber Balduins rasselnde Atemgeräusche, die sie bislang fortweg be-

gleitet hatten. Sie war erleichtert, als sie einen weitläufigen Kellerraum erreichten, der zum Teil direkt aus dem Fels geschlagen zu sein schien – und erschrocken wie enttäuscht, als sie feststellte, dass das einzige Geheimnis dieses Raumes in einem weiteren schmalen Durchgang bestand, hinter dem eine neuerliche Unzahl steinerner Stufen noch tiefer in den Untergrund führte.

Die Abstände zwischen den Stufen verloren zusehends an Regelmäßigkeit, sodass es auch ohne einen schwer kranken Mann im Arm schwierig gewesen wäre, sie ohne Stolpern zu bewältigen. Schließlich wirkten sie kaum noch wie eine Treppe, sondern eher wie ein natürlicher, zufällig treppenähnlicher Teil des graugelben Felsens, der sie inzwischen umschloss. Die Decke über ihnen wurde so niedrig, dass sie sich gebückt voranbewegen mussten, um sich nicht die Stirn anzuschlagen. Und als Robin sich endlich fragte, ob Balduins Geheimnis vielleicht darin bestand, dass er einen direkten Durchgang zum Vorhof der Hölle entdeckt hatte, erreichten sie endlich einen zweiten Raum, den der Schein der kleinen Handlaterne erst auf den zweiten Blick als riesige, aber natürliche Höhle enttarnte.

Balduins Kleider klebten inzwischen nass auf seiner von Pusteln übersäten Haut, und seine Knie zitterten so sehr, dass er ohne Robins Stütze in sich zusammengesackt wäre. Trotzdem ließ er es sich nicht nehmen, eine Spur theatralischer als nötig in die Hände zu klatschen. Ein hochgewachsener Schatten löste sich aus der Dunkelheit, und vier Fackeln erwachten an der gegenüberliegenden Höhlenseite nacheinander knisternd zum Leben. Ihr flackernder, orangeroter Schein schälte als einziges Inventar des riesigen Raumes einen rechteckigen, länglichen Stein aus der Dunkelheit, der genau in der Mitte der Höhle platziert war. Den König nach wie vor mit einem Arm stützend, machte Robin zwei, drei zögerliche Schritte

auf den fein behauenen Stein zu. Er erinnerte sie an einen Altar, und sie stockte kurz, als sie etwas Längliches darauf aufgebahrt sah, das mit einem feinen, weißen Tuch bedeckt war. Eine Leiche?

Robin zog die Brauen zusammen und schüttelte sich unwillkürlich. König Balduins größtes Geheimnis war eine *Leiche*? Sie schenkte Balduin einen fragenden Blick, aber der König erwiderte ihn nicht, sondern wandte sich an den Schattenmann, einen hageren, hochgewachsenen Geistlichen in bodenlanger schwarzer Kutte, gehalten von einem schmucklosen Lederband. Sein Gesicht lag fast vollständig unter einer weiten Kapuze verborgen und wurde von Robins Seite aus lediglich von der Sarazenenlaterne erleuchtet, die in der Weite des Raumes praktisch nutzlos war. Robin vermochte nicht einmal das Kinn des Fremden eindeutig zu erkennen.

»Bruder Lucio, das ist Robin von Tronthoff. Robin – das ist Bruder Lucio, ein langjähriger Freund und Vertrauter und ein Geistlicher aus dem Orden des heiligen Lazarus. Er hat sich nicht dem Dienst am Schwert, sondern der Pflege der Kranken und dem Wissen verschrieben.« Balduin machte sich von Robin los und trat schwankend einen Schritt beiseite, wobei er dem Schattenmann ein Zeichen gab. »Bitte, Lucio – zeigt meinem jungen Freund hier die Beweise, mit denen Ihr mich bereits in der vergangenen Nacht überzeugt habt.«

Der Mönch trat vor und seitlich neben den steinernen Quader, sodass Robin nun doch einen Teil seines Gesichts erkennen konnte. Sie war auf das Schlimmste vorbereitet – schließlich hatte sie einen Lazariter vor sich, und der Schreck über die fürchterlichen Entstellungen Balduins war noch längst nicht verwunden. Doch zu ihrer Überraschung starrte sie nicht geradewegs in eine von faulendem Fleisch und totem Gewebe entstellte Grimasse, als der bemerkenswert große Mann seine Kapuze zurückschlug. Das blühende Leben spie-

gelte sich zwar nicht in seinen Zügen wider – er wirkte blass und ausgetrocknet, und die dunklen Ringe, die unter seinen vom Fieber geröteten Augen lagen, standen denen Balduins in nichts nach. Aber immerhin entdeckte Robin kein einziges Wundmal an ihm; wenigstens nicht auf den ersten Blick. Sein Gesicht war lang und schmal wie der Rest seines Erscheinungsbildes, und die großen – und zum Glück noch vollständigen – Ohren an seinem kahlen Schädel verrieten, dass die tiefen Furchen auf der hohen Stirn in seinem Alter noch tiefer und zahlreicher hätten sein können.

»Seid begrüßt, Robin von Tronthoff. Ich habe bereits viel von Euch gehört.« Seine Stimme klang, als drängte sie mühsam an einer Handvoll trockenem Papier durch seinen Hals ins Freie. Dann schien er Robins Erleichterung zu bemerken: »Es hat Gott gefallen, mein Gesicht von jedem Makel zu verschonen, damit ich meinem König besser dienen kann.« Während Balduin vor Eiter und Selbstironie nur so zu triefen pflegte, wirkte Bruder Lucio verhältnismäßig unversehrt und trocken wie Wüstenstaub. Er meinte jede Silbe ernst. Er lächelte nicht – vermutlich, so kam es Robin in den Sinn, lächelten Lazarusmönche nie. Nun aber wandte er sich halb ab und tastete nach einem Zipfel des weißen Tuches auf dem Altar, und Robin revidierte ihren ersten Eindruck. An seinem Hinterkopf zeigten sich ein mehr als münzgroßes, offenes Geschwür und mehrere dunkelrote Flecken, die teils im Begriff waren, sich ins Schwarze zu verfärben. Und als Robins Blick der Bewegung seiner rechten Hand folgte, bemerkte sie, dass die Kuppen von Zeige- und Ringfinger fehlten.

Lucio, dem nicht die geringste Regung in Robins Miene verborgen zu bleiben schien, hielt inne, wandte sich noch einmal ganz zu ihr und streckte ihr beide Hände entgegen. Robin wich intuitiv einen halben Schritt zurück, als sie die fürchterlichen Entstellungen seiner rechten Hand aus der Nähe sah, die dem Lazariter sicherlich unerträgliche Schmerzen berei-

